Mennonitische Volkswarte

P. S. Hildebrand



1936
Juni

2. Jahrg. Lfd. Nr. 18

Warte-Verlag, Steinbach, Manitoba, Canada

John Tina Winter

Mennonitische Volkswarte

Herausgeber und Schriftleiter A. B. Dyck. Monatlich erscheint ein Heft. Bezugspreis: für Canada $ 1.00 pro Jahr, für das Ausland $ 1.25 pro Jahr. Alle Geldanweisungen sind auf den Namen A. B. Dyck auszuschreiben. Bankschecks können nicht angenommen werden. Alle Correspondenz adressiere man: Warte-Verlag,

STEINBACH — MANITOBA — CANADA

Entered at Steinbach Post Office as second class matter

Inhalt des Juni-Heftes



Mennonitische Volkswarte

Herausgegeben und geleitet von A. B. Dyck

Heft 6 — Juni 1936 — Jahrg. 2

GERHARD TOEWS / Georg De Brecht /

Glücksfranz und sein Peter

Erzaehlung

5. Fortsetzung

An einem Nachmittage, als Frau Trudel allein zu Hause war, sah sie ein Auto auf den Hof kommen. Dem Auto entstieg eine fremde ältere Frau, die auf Trudels Einladung ins Haus kam. Genötigt zum Sitzen, sah sie sich etwas neugierig im Zimmer um und sagte dann: „Sie denken wohl, was ich bei Ihnen will. Eigentlich schäme ich mich, mein Anliegen vorzubringen . . .

Sehen Sie, ich bin eine Deutsche. Meine Eltern waren deutsch. Ich heiratete einen Engländer. Heute kann ich nicht mehr deutsch sprechen, wenn ich auch das meiste verstehe, wenn andere sprechen.

Mein Vater lebt noch. Er wohnt in den Vereinigten Staaten. Er ist sehr streng deutsch. Nun möchte ich ihm einen Brief schreiben. Natürlich deutsch, er nimmt keinen englischen Brief von uns an. Ich kann aber auch nicht deutsch schreiben. Nun hörte ich von Nachbarn, daß Sie deutsch seien. Würden Sie mir einen deutschen Brief an meinen Vater schreiben, ich bezahle Ihnen auch die Mühe . . ."

„Aber natürlich schreibe ich Ihnen den Brief. Sehr gerne."

Die Frau hatte einen englischen Brief mit, den Frau Trudel nun übersetzte. Als sie mit der Arbeit zu Ende war, sagte sie:

„Entschuldigen Sie. Ihre Worte haben mich ganz aufgeregt. Wir sind noch nicht sehr lange hier in Canada und haben vielleicht noch zu wenig über diese Sache nachgedacht. Ist es wirklich möglich, daß man seine Sprache so ganz vergessen kann? Sie haben doch bis zu Ihrer Heirat deutsch gesprochen?"

„Ja, was man so deutsch hier in Amerika nennt. Erstens unsern schwäbischen Dialekt und allmählich die Hälfte der Worte englisch. In der Kirche hörten wir das Hochdeutsche, doch wir selber sprachen es fast nie; Sie sprechen wohl immer deutsch zu Hause?"

„Ja, das heißt", Frau Trudel errötete und machte sich am Herd zu schaffen, „das heißt, wir haben auch das Platt- und das Hochdeutsche . . ja vielleicht geht's uns auch noch so wie Ihnen."

„Nun, ich glaube nicht. Sie sprechen doch mit den Kindern oft hochdeutsch? Sie unterrichten doch Ihre Kinder in der deutschen Sprache? So wurde mir erzählt."

„Ja, etwas. Ich habe soviel Arbeit und die Kinder haben die Schularbeiten und müssen zu Hause helfen."

Die Frau fuhr wieder ab, nachdem sie durchaus versucht, Frau Franz eine Zahlung für das Schreiben des

Briefes aufzudrängen.

Hernach saß Frau Trudel in Gedanken. Wie hatte die Frau gesagt: sie schäme sich fast, ihr Anliegen vorzubringen. Nun schämte sich Trudel. Hatte sie nicht versäumt, ihren Kindern die Muttersprache lieb und wert zu machen? Was half es, wenn der Mann jetzt von seiner Tochter deutsche Briefe verlangte? Warum hatte er ihr in ihrer Kindheit nicht die Sprache der Mutter so nahe gebracht, daß sie dieselbe nie vergessen könne?

In der Kirche, hatte die Frau gesagt, da hätten sie das Hochdeutsche gehört. War es nicht dasselbe mit ihren eigenen Kindern? Zwar hatte sie ihnen die deutschen Buchstaben beigebracht, hatte mit ihnen die biblischen Geschichten verhandelt. Aber die deutsche Sprache lieb und wert gemacht — ihnen das Erbe der Väter ans Herz gelegt? Nein! Nein! War's aber schon zu spät, Versäumtes nachzuholen? Nein, noch nicht! Zum Erstaunen der Mädchen begann sie mit ihnen regelrechten deutschen Unterricht. Auch Peter mußte ab und zu heran.. Paul sagte nichts dazu, nur dürfe es nichts kosten und müsse die Arbeit nicht darunter leiden.

„Wir müssen aus dem Morast heraus. Das können wir. Doch ihr verbraucht zu viel. 100 Cents machen einen Dollar. Mädchen, wenn ich euch noch einmal in Schuhen zur Schule gehen sehe, gibt's Prügel. Peter, du hattest heute die Schwarze nicht ganz ausgemolken. Wenn du nur müßtest dein eigenes Brot verdienen, dann würdest du schon sparsamer sein — —"

„Ich wünsche, ich könnte erst mal", brummte Peter.

„Was brummst du, Junge?"

Die Mutter schickte den Peter hinaus, um gröberem Streit vorzubeugen.

Eines Tages im Jahre 1930 kam David Gutknecht und bezahlte dem erstaunten Paul Franz den Rest der Schuld seines Vaters. Peter erzählte er, daß die Eltern die Farm verlassen müßten und in die Stadt ziehen würden.

„Und Linda?"

„Ja, Linda, die wollen wir Lehrerin werden lassen. Vielleicht reicht uns das Geld auch nicht, dann muß sie auch ausschaffen."

„Na, grüße alle", rief Peter zum Abschied. Eigentlich meinte er Linda vor allem, doch das konnte er dem David nicht sagen, und wenn's dem Vater zu Ohren käme, der schlüge Feuer und Funken in seinem Haß auf die Gutknechts. Peter fühlte sich einsam trotz seiner Jugend. Der Vater hatte keine Ohren für eine Abwechselung im Leben eines Jungen. Linda Gutknecht hatte er etliche Male in Dogsville gesprochen. Sie war schon nicht mehr so mager und kantig. Ihre weiblichen Formen füllten sich, und Peter sah halb neidisch, halb stolz, wie die jungen Burschen sie äugten, als er mit ihr zum Chinesen ging, um seine einzigen 10 Cent in Eiscream umzusetzen. Doch davon wußte der Vater nichts.

Peter faßte einen felsenfesten Entschluß. Er müsse sie unbedingt noch einmal sehen ehe sie weggehe.

Ob er wohl die Schwestern angehe um Hilfe? Nein, die waren doch noch zu grün, und das ewige Gekicher —. Wer könne das wohl auf die Dauer ertragen?

So überließ Peter dem „Zufall", ein Treffen zu veranstalten. Trotz der vielen Arbeit zu Hause half er dem Zufall. So sahen sie sich nochmals, ehe Linda mit den Eltern von Dogsville wegfuhr. An einem Samstagabend, da sowieso für jedermann Stelldichein in den kleinen Prairiestädtchen ist.

Eigentlich hatten sie sich nicht viel zu sagen. Liebesleute waren sie ja nicht. Gut waren sie sich — so ein klein bißchen.

„Ich geh' noch von Haus, Linda.

Der Vater macht es immer schwerer für mich. Nichts gönnt er mir. Schuften muß ich, aber kaufen darf ich mir nichts."

„Aber er ist dein Vater, Peter!"

„Ja, warum sind andere Väter ihren Kindern gegenüber anders. Auch die Mutter quält er mit seinen Vorwürfen. Sie sorgt sich und wird zusehends älter. Er schilt nur, es werde zu viel Geld verbraucht. Dabei wissen wir bald nicht, wie Geld aussieht."

„Vielleicht wird er noch anders. Wart nur. Was hast du davon, wenn du von Hause gehst. Dir würde es bald über sein, im Lande herumzustreichen."

„O ich hätte bald Arbeit. übrigens wäre ich dann nur ein lumpiger Arbeiter, und wenn du dann Lehrerin bist und eine feine Dame, dann kennst mich nicht."

„Peter! du Narr!"

Nachher flüsterten sie ein Weilchen. Als Linda dem Peter zum Abschied die Hand reichte, sah er das ihm zugewandte Gesicht an und wünschte, er möge es so im Gedächtnis behalten. Plötzlich beugte er sich zu ihr und küßte sie herzlich und lang. Dann ging er.

Die Nachbarn, mit denen er zur Stadt gekommen war, hatten, in der Meinung, er sei schon weg, schon die Stadt verlassen. Peter mußte sich eine Fahrgelegenheit suchen. So wurde es spät, bis er nach Hause kam. Am nächsten Morgen donnerte ihn der Vater denn auch gründlich an. Doch machte dieses Mal das Schelten keinen Eindruck auf den Jungen. Er sah noch immer das liebe Antlitz, die in vollem Vertrauen ihn anblickenden Augen und .... er lächelte ....

„Junge, du lachst .... du lachst deinen Vater aus, wenn er dich vermahnt. Ich werde ...."

Da drückte sich Peter und zwar sehr hastig.

Der Donner des Vaters grollte noch lange nach.

Am Nachmittage nahm die Mutter den Peter vor und zeigte ihm das Ungebührliche seines Benehmens dem Vater gegenüber.

„Ich lachte überhaupt nicht des Vaters wegen."

Mutter wurde neugierig. Sie fragte viel. Peter antwortete wenig. Die Mutter jedoch fing aus dem Wenigen geschickt das Wichtigste auf. Sie erfuhr aus seinen Antworten mehr als Peter dachte. Sie erschrack. Da stand er vor ihr, der noch vor kurzer Zeit der kleine Peter gewesen. Peter war inzwischen ein Mann geworden. Und .... etwas wie ein Stich ging durch ihren Körper .... und .... war sie schon so alt, daß sie die Mutter eines erwachsenen Menschen sei?

Am Abend dieses Tages legte sie ihrem Manne klipp und klar seine Pflichten als Vater eines jungen Mannes dar.

„Du mußt es tun. Sonst kann es niemand. Deine Pflicht ist es, dein Kind mit der Wirklichkeit des Lebens bekannt zu machen. Du hättest es schon eher tun sollen. Nicht von der Gasse soll er über die Wirklichkeit hören — falsch und verzerrt. Du, du und sonst niemand trägt die Verantwortung."

„Wie kommst du zu diesen Sachen? Erstens ist der Bengel nur frech und altnasig und zweitens, was du da verlangst ist unsittlich und hat man je so etwas gehört? Ich soll mit dem Peter, der jetzt schon nur sich noch lustig macht über mich, über diese Sachen reden? Das hat man doch mit uns nicht getan. Ich glaube, das ist überhaupt gegen unseren Glauben, gegen unsere Religion. Nein, das sind mal wieder die verrückten Graupen die gelehrten ...."

Trudel sah ihren Mann starr an.

„Du willst nicht. Ja, kannst du denn diese Zeit und die Umstände, in denen wir heute leben, mit denen un-

serer Jugend vergleichen, wo alles so sicher in festen Bahnen ging! Was weißt du, wo dein Sohn in etlichen Jahren sein wird, wie ihn das Leben führen wird und ....“

„Das kann ich dir sagen. Er wird hier arbeiten und Arbeit ist das beste Mittel gegen allerhand Gedanken. Wenn er alt genug ist, dann heiratet er und dann wird sich schon alles von selbst machen. Solche neumodischen Dinge, die lassen wir mal ganz bleiben. Ist ja 'ne Schande. Nun soll ich mit dem Bengel über solche Sachen reden, das schickt sich nicht für einen Vater. Wo bleibt da der kindliche Gehorsam.“

Frau Trudel schwieg.

Paul ging zu den wirtschaftlichen Plänen über. Nachdem sie ihn eine Zeitlang angehört hatte, unterbrach sie ihn unerwartet mit folgendem:

„Glaubst du nicht auch, daß Peter hin und wieder etwas von dir bekommen sollte ....?“

„Meinst du Prügel? Die kann ..“

Frau Trudel brauste auf.

„Ich meine, daß er es wert ist, daß du bedenkst, wer er ist und ihm ab und zu etwas Geld zukommen läßt. Er ist kein Kind mehr, und er soll sich seinen Altersgenossen gegenüber nicht seines Elternhauses schämen.“

„So! Also du unterstützt noch den Widerspenstigen! Geld soll ich ihm geben zum Verpuffen, zum Verschleudern! Geld, das ich sauer verdient? Nein! Und wozu braucht er Geld? Er hat von allem.“

„Als du jung warst, brauchtest du damals kein Geld?“

„Ich? Aber das ist doch ganz was anderes! Ich? das war ich und dieser Jung — nein dazu gibts nicht Geld.“

„Aber er arbeitet doch auch!“

„Das soll er auch. Wer nicht arbeitet soll auch nicht essen und das will er doch — nicht? Und noch ganz gut.“

„Paul, Paul, wohin sind wir gekommen?“

„Ja, ja die gelehrten Mucken, die spuken!“

Sie ging hinaus. Dieses Mal sollte er ihre Tränen nicht sehen.

Paul hatte auch kein Interesse an ihrem Weinen oder Lachen. Er rechnete, wie er die zwei Schweine verkaufen solle, ob geschlachtet oder lebend, um das meiste Geld herauszuschlagen.

Etliche Tage später jedoch hatte Frau Trudel mit ihrem Peter eine ernste Unterhaltung, die in folgender Weise endigte:

„Ich wünsche mir, der Vater hätte dir dieses alles gesagt! Bedenke, wo du bist und was du tust, ohne Zeugen bist du nie. Was es auch sei, daß dich das Leben tun läßt — hast du's getan, sei ein Mann und trage die Folgen. Was ich dir erklärt habe über die beiden Geschlechter ist eine heilige Einrichtung des Schöpfers, nicht eine Sache, die sich der Oeffentlichkeit schämen müsse. Deine Mutter war einst ein Mädchen, deine Schwestern werden bald erwachsene Mädchen sein. Denke daran, wenn das Leben dich mit Personen meines Geschlechtes zusammenführt!“

Peter hatte nichts gesagt, nur der Schweiß war ihm auf der Stirn ausgebrochen.

So hatte er die Mutter noch nie gesehen, noch nie gehört. Ihre Worte bewegten noch lange seine Gedanken.

Paul Franz erfuhr damals nichts von dieser Unterhaltung.

12. Kapitel

Franz wollte wieder empor. Er arbeitete, er ließ seine Familie arbeiten, er beschränkte die Ausgaben auf das Allernotwendigste — doch der Fortschritt kam nicht. Der ersehnte Reichtum rückte immer weiter ab. Mit der Wirtschaft des Paul Franz ging es rückwärts. Die Preise wurden schlecht und schlechter. Nachher

kamen Dürre und Grashüpfer. Seine Frau drängte darauf, die große Farm aufzugeben, da die Unkosten nur größer seien. Er war trotzig und schickte die Mädchen zu fremden Leuten, um Geld zu verdienen. Das Geld fraß die Farm.

Das Verhältnis zwischen Vater und Sohn hatte sich nicht gebessert. Noch gehorchte Peter, von der Mutter beredet, den Anordnungen des Vaters.

An einem Montag im Sommer 1933 waren Vater und Sohn im Heu. Vielleicht war die Benennung Heu auch nicht die richtige. Kümmerliches Zeug mit viel wilder Gerste gemischt, das in den ausgetrockneten Wasserlöchern gewachsen war. Sie staken gerade das Heu auf den Stallboden. Da kommt der Nachbar Bartwell auf den Hof, um eine Egge zu leihen. Als er sein Geschäft mit dem Vater erledigt, winkt er Peter lachend zu und fragt:

„Na, wie wars? Hattet ihr einen vergnügten Abend am Samstag?"

Peter stotterte eine Antwort. Bartwell verließ den Hof. In Pauls Augen zeigten sich Wetterwolken.

„Was war es? Was hattet ihr Samstag?"

Peter wollte nicht antworten. Paul griff den Forkenstiel fester.

„Nun!"

„Ach wir waren etwas lustig in der Stadt."

„Wo hattest du Geld her?"

„Ich hatte noch."

Dabei wurde er rot.

„So, du bestiehlst mich, deinen Vater. Du Dieb . . . . !"

Als gerade Frau Trudel mit dem leeren Wassereimer auf dem Wege zum Brunnen am Stallende vorbeikam, sah sie, wie Paul mit der Faust den Sohn in's Gesicht schlug, wie dieser zur Seite sprang und dem Vater die Fork entgegenhielt, als dieser den Angriff wiederholen wollte.

Pauls Gesicht war rot und verzerrt vor Wut. Peter stand da, als habe alles Blut seinen Körper verlassen, sein Gesicht sah unheimlich bleich, nur auf jeder Wange schimmerte ein roter Flecken durch.

Als sie den Eimer fallen ließ, bemerkten sie ihre Gegenwart. Schon stand sie zwischen ihnen. Da ging Peter bis an den Wagen, lehnte sich daran und die Mutter, von der er sein Gesicht abgewandt, sah nur, wie sein Körper zuckte.

Sie nahm Paul an der Hand und ging mit ihm ins Haus. Ihr eigenes Herz aber zerriß der größte Schmerz, der ihr je geworden. — — —

Etwa zwei Monate später war es. Anfangs Oktober. Das Dreschen war beendigt. Der Ernteertrag von Franz' Farm war 120 Bushel Weizen. Die zusammengerechten Disteln sollten das Vieh durch einen langen Winter bringen. Die Landwirtschaft der Prärieprovinzen lag in den letzten Zügen der Erdrosselung durch Dürre und Wirtschaftskrise. — —

Peter war mit einem Wagen voll Weizen zur Stadt gefahren. Dogsville ging allmählig vor die Hunde.

Peter war zu Mittag nicht nach Hause gekommen. Peter war noch nicht zu Hause, als sich Vater und Mutter zum Abendbrot setzten. Paul war aufgeregt. Er ging öfter ans Fenster, schaute ins Graue des Oktoberabends. Nichts zu sehen! Trudel schnürte Bangigkeit den Hals zusammen. Sie aßen schweigend. Als es schon stockdunkel war, hörten sie das Klappern eines Wagens.

„Das sind zwei Wagen," sagte Trudel.

„Ja, Bartwell war auch in der Stadt."

Jetzt hielten die Wagen. Bald darauf klopfte es an der Tür.

„Herein!"

Bartwell trat ins Zimmer.

„Guten Abend! Ich habe da Ihren

Wagen und die Pferde mitgebracht."

„Unsere . . . . und Peter?"

„Kommen Sie hinaus, Mr. Franz!"

Bartwells Auge streifte die Frau. Er winkte Franz zu. Schon wollte dieser ihm folgen. Da verstand Trudel. Mit einer ihr selber fremd klingenden Stimme sagte sie scheinbar ruhig:

„Reden Sie.Ich will alles wissen!"

„Wie Sie wollen! Eigentlich weiß ich nicht viel. Er kam kurz vormittag zu mir und fragte, ob ich seine Pferde und Wagen nach Hause bringen würde. Ich sagte ja, und fragte nur scherzend, ob er wohl auf Reisen gehe oder ob er sich jetzt ein Auto kaufe. Weil es doch jetzt mit der Nothilfe und all dem Wirrwar soviel zu fahren gibt, könne man ein Auto schon gut brauchen. So scherzte ich, er blieb aber ernst. Weil ich nun aber noch in die Bank mußte; denn dort interessiert man sich jetzt plötzlich sehr für meine Besuche, so wurde es später als ich gedacht, ehe ich wegfuhr. Da traf ich; Bill Turner, und wie er mich sieht, sagt er:

„Der Peter Franz ist seinem Vater dann nun wirklich durchgegangen."

„Was weißt du davon?" frag ich.

„Mit dem Frachtzug ist er auf und davon."

Das ist alles, was ich weiß. Hier ist noch die Post."

„Danke, Mr. Bartwell! Paul, geh, nimm die Pferde in den Stall!"

Paul Franz stelzte wie ein Automat dem Nachbar nach. Außer etwas Zucken seines Gesichts war ihm oberflächlich gesehen nichts besonderes anzumerken.

Nur jetzt, wie er da so hinter Bartwell hergeht, sieht man's daß der Kopf zwischen die Schultern gesunken ist, daß der Rücken krumm ist, als hätte dem Mann jemand ein schweres Gewicht auf den Nacken gelegt.

„Frau," sagte Bartwell etwas später zu Hause, „der Alte hat dem Jungen keinen guten Tag gegonnen, und doch, wie ich ihn heute abend sah, hoffe ich in meinem Leben keinen Menschen mehr zu sehen. Die Frau aber hat eine Gewalt über sich, daß hättest du nicht geglaubt. Nur die Stimme klang hohl und nicht lebendig."

Zwei Menschen aber saßen am Tisch und sahen vor sich hin. Draußen hüllte die Nacht alles ein. Hier drinnen beschien der Schein der Lampe zwei Menschen.

Da murmelte Paul Franz, als wolle er sich zu seinem alten Wesen wieder zurückbringen:

„Den Scheck für das Getreide . . . . etwa 70 Bushel — o auch das noch. —

Da griff seine Frau mit bebender Hand nach einem Brief, den sie geöffnet als er draußen war.

„Hier!"

Er blickte den Brief an und schüttelte den Kopf.

Sie holte den Inhalt aus dem Umschlag.

„Der Scheck?"

„Ja !"

Noch ein Blatt Papier lag dabei. Ein paar Worte standen darauf geschrieben. Mechanisch las Paul:

„Verzeih Mutter ! Behüt Dich Gott ! Ich muß !"

Lange saß Paul Franz an diesem Abend und brütete vor sich hin. Seine Frau hatte einen Wutanfall, Trotz erwartet. Nichts kam.

Nach etwa einer Stunde sagte er leise:

„Den Scheck hat er nicht genommen ! Den Scheck hat er nicht genommen ! In die weite Welt hinein — ganz allein." Dabei sah er seine Frau gar nicht an.

Es wurde ihr fast unheimlich ob seinem Gebahren.

Plötzlich schien er sich ihrer zu erinnern.

„Trudel, Trudel, ich bin auf einmal so müde. Meine Füße wollen

nicht mehr und der Kopf denkt anders als ich will. Ich muß in's Bett. Bin ich krank? Den Scheck hat er nicht mitgenommen."

Sie brachte ihn zur Ruhe. Dann brach auch ihr Widerstand zusammen. Ihr Schluchzen mischte sich mit seinem Stöhnen.

Am Morgen ging er an die gewohnte Arbeit. Den Sohn erwähnte weder er noch seine Frau. Ab und zu fing Trudel einen Blick von ihm auf, den sie sonst nie gesehen.

Wie ein Hund, der sich gegen seinen Herrn vergangen von ferne mit Blicken Abbitte tut — so auch hier Paul Franz.

Zwei Tage später, an einem Freitagabend, mußte Paul weit gehen, ehe er seine Kühe fand. Er hatte sich müde und heiß gelaufen. Als er nach Hause kam, setzte gerade ein eisiger Nord-West-Wind ein, der ihn plötzlich vor Kälte zittern machte.

Nachts schon setzte Fieber ein. Um sechs Uhr morgens mußte der Arzt gerufen werden, und Sonntag lag Paul Franz schon im Krankenhaus, und sein Körper kämpfte gegen eine schwere Lungenentzündung.

Kurz entschlossen machte Frau Trudel Schluß mit der Farmerei und bezog ein kleines Quartier in Dogsville. Von hier fuhr sie öfters in die nächste Stadt, wo sich das Krankenhaus befand, um sich nach ihres Mannes Befinden zu erkundigen.

Der starke Körper Pauls wehrte sich entschieden gegen die Krankheit. Der tüchtige Arzt tat sein Bestes und doch . . .

„Er sollte besser sein, als er ist, Frau Franz. Fast scheint es mir, als wehre sich sein Geist gegen die Genesung. Können Sie mir vielleicht helfen?"

Trudel sann nach. Sollte Paul, nachdem seine Pläne vom Reichwerden zu Wasser geworden waren, keine Lebenslust gehalten haben?

„Würde es ihm schaden, wenn ich mal längere Zeit allein bei ihm bliebe? Vielleicht etliche Stunden?"

„Ich glaube nicht. Sein Feind, soweit meine Kenntnisse reichen, ist die große Apathie, die von ihm Besitz ergriffen hat. Ich werde mit der Schwester sprechen. Warten Sie hier, ich bringe Bescheid."

Er ging hinaus. Frau Trudel blieb allein.

Ihre Gedanken liefen durcheinander — kreuz und quer. Würde sie ihn beleben können? Hatte sie das Recht dazu, wenn ihm der Lebensmut abging? Sollte es nicht möglich sein, ihn für einen neuen Anfang, einen Anfang, der nicht Geld und Reichtum als Ziel hatte, zu gewinnen? Hatte sie nicht um diese Möglichkeit gebetet? War dies jetzt Gottes Fügung — Erhörung ihres Gebets? Sie seufzte. Da unterbrach der Arzt ihre Gedanken.

„Es ist schon gut! Bleiben Sie bei ihm. Meistens ist er zwischen Wachen und Träumen, doch hat er ganz klare Augenblicke. Ihm fehlt der Wille — geben Sie ihm diesen und, menschlich gesprochen, nichts braucht ihn von der Genesung abzuhalten."

Sie saß allein an seinem Bett. Er hatte sie sogleich erkannt. Wieder ertappte sie ihn bei dem Abbitte heischenden Blick. Doch sagte er nichts.

Sie faßte seine durchsichtig blaße Hand — ganz leise strich sie mit ihren lebenswarmen Fingern darüber. Sie glaubte zu bemerken, daß der Ausdruck seiner Augen klarer und freundlicher wurde.

„Trudel," hauchte er und wandte den Kopf zur Seite. Doch überließ er ihr die Hand.

Leise, wie zu einem Kinde, sprach sie. Erst abgerissene Sätze, dann fließend. Zurück führte sie ihn — weit zurück — bis zu den Stunden ihrer ersten Liebe. Sie sprach aus der Tiefe ihres Gemüts nur für seine Ohren. Sie wußte nicht wie lange.—

Plötzlich sah er sie wieder an. Sie

sprach weiter, wie sie zusammen von neuem dort anfangen wollten, dort weit zurück.

„Ja glaubst du .... Trudel ...?"

„Ich glaube, Paul. Glaub auch du!"

Er sagte weiter nichts. Seine Augen versuchten zu lächeln. Hernach schlief er ein.

Von diesem Tage an begann er wirklich besser zu werden.

„Ich wußte es," sagte zufrieden der Arzt, „sein Körper hatte gute Vorräte, nur der Geist des Wollens fehlte. Sie haben ihm den Willen gegeben, Frau Franz. Ihr Mann schuldet Ihnen sein Leben."

„Gott, Herr Doktor."

„Nächst ihm Ihnen!"

— — — — — — — —

„War es ein Traum? Aber ich höre noch deine Stimme. Ich höre dich reden, reden von alten Sachen. Weiter höre ich dich sagen, du glaubst an einen neuen Anfang .... War das ein Traum?"

„Sehe ich aus wie ein Traum, Paul?"

„Du wolltest also wirklich?"

Sie nickte und hielt wieder seine Hand. Er sann nach, dann sagte er leise:

„Der Junge?"

„Den wollen wir uns wieder gewinnen."

„Ich will ihn gewinnen. Du hattest ihn immer. Ich kurzsichtiger Glücksfranz."

Dabei lachte er traurig auf. — —

Schluß folgt

Ueber Harmonie, Musik und Gesang

G. LOEWEN

Wir Menschen leben, wie mir's oft scheinen will, fast wie in einer Märchenwelt. Wir leben und wissen doch eigentlich gar nicht, was das Leben ist; wir sterben und wissen nicht, was das Sterben ist. Wir sind von Millionen belebter und unbelebter Dinge umgeben, wir werden von den verschiedensten Kräften getragen, von den mannigfaltigsten Erscheinungen beeinflußt: und wissen doch von keinem einzigen all dieser Dinge, was es seinem inneren Wesen nach ist. Wir haben das Recht und auch die Pflicht zu denken; denn dazu ist uns die Vernunft gegeben. Aber dem menschlichen Denken sind sehr enge Grenzen gesteckt, die auch die allertiefsten Denker nie werden überschreiten können. Ins Innere der Natur werden wir mit unsern vergänglichen fünf Sinnen und mit unserm zeitlichen Verstande nie dringen können. Alles Grübeln über Dinge, die Gott einstweilen vor uns verborgen halten will, führt zu nichts, kann uns nicht fördern, eher schaden. Aber eine Gabe hat Gott uns allen verliehen, mit der wir uns zufrieden stellen könnten und sollten: die herrliche Gabe, hinter den sichtbaren und vergänglichen Dingen dieser Erde unsichtbare und ewige Dinge zu ahnen, welche Wahrheit auch Goethe erkennt, wenn er sagt: „Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis." — Schiller nennt die ganze Schöpfung mit allem darin enthaltenen Leben ein großes Kunstwerk. Daß dieses Kunstwerk von einem großen Künstler, von einem allmächtigen und allweisen Gott ins Dasein gerufen worden sein muß, das sagt uns, wenn's die Bibel auch nicht lehrte, schon unser Verstand. Und daß ein jedes von uns ein tätiges Rädchen in diesem Kunstwerk sein soll, das sagt uns unser Gewissen. Noch tiefer dringt Schiller in den Geist der ganzen Schöpfung ein, wenn er sie als einen „Ozean der großen Harmonie" bezeichnet, „für welche alles erschaffen ist."

Wenn uns gleich tausend und aber tausend Dinge undurchdringliche Geheimnisse bleiben: von dieser Harmonie können wir alle etwas ahnen, und wir alle fühlen es, daß ein jedes von uns, jedes mit seinen besonderen Anlagen und Gaben einen ganz besonderen Ton in dieser großen Harmonie darzustellen berufen ist.

Hiermit bin ich bei meinen eigentlichen Thema angelangt. Ich möchte in diesem Aufsatz über Harmonie, Musik und Gesang etliche Gedanken zum Ausdruck bringen, die mich in meinem Leben recht oft beschäftigt haben, und etliche erlebte Gefühle und Empfindungen schildern, denen ich einige der seligsten Stunden meines Lebens zu verdanken habe. Die Leser wollen entschuldigen, daß ich zu Anfang ein bißchen weit auszuholen gedenke, um dann, von Stufe zu Stufe höher steigend, immer wieder vom Sichtbaren, Materiellen, Vergänglichen auf die geahnten Geheimnisse des Unsichtbaren, Geistigen und Ewigen überzugehen . . . .

E i n Geheimnis, vor dem ich oft staunend und anbetend stehe, ist das Wunder der Wechselwirkung zwischen Materie und Geist. Ich will hier durch Beispiele nur zeigen, wie sich dieses Wunder auf dem Gebiete der Harmonie, Musik und des Gesanges auswirkt.

Gewisse durch die Luft oder den Aether fortgetragene und unser Ohr erreichende Schwingungen, so lehrt uns die Physik, empfinden wir als Töne. Töne setzen sich zusammen zu Akkorden, Harmonien, Melodien — zur Musik. Man sollte meinen, alle Musik, da sie doch nur aus mechanischen Schwingungen besteht, könne nichts als etwas rein Stoffliches, Materielles sein. Und sie ist es, solange die Schallwellen nur das Trommelfell und die anderen Teile unseres Ohres in schwingende Bewegung setzen. Aber in dem Augenblick, wie dies geschieht, geht eine ganz wunderbare Umwandlung der materiellen Töne in etwas rein Geistiges in unserer Seele vor sich. Es ist, als besitze unsere Seele ein ganz eigenes Musikinstrument für sich, dessen Saiten und Stimmen durch jene äußern Töne angeschlagen werden, um dann als Töne aus einer andern Welt unsere ganze Seele zu durchdringen und unsern Geist mit himmlischen Mächten in Berührung zu bringen. So wenig je ein Philosoph die Entstehung des Lebens auf der Erde wird erklären können, so wenig wird er uns auch je sagen können, wie durch mechanisch erzeugte, an unser materielles Ohr anschlagende Schwingungen eine so wunderbare Harmonie und Musik in unserer Seele wachgerufen werden könne. Und um uns zu vergegenwärtigen, wie gewaltig diese Musik auf den Geist des Menschen zu wirken vermag, da brauchen wir nicht erst zu alten Zeiten zurückzukehren, nicht zu der Geschichte von Saul, den der böse Geist verließ, wenn David vor ihm auf der Harfe spielte: das wissen wir alle aus eigenster Erfahrung. Ich besuchte seinerzeit einen Kranken, der an nahezu unerträglichen körperlichen Schmerzen litt, und der mir behauptete, keine Spur von den Schmerzen zu fühlen, wenn ich ihm ein Lied vorsang. Wie oft sind nicht auch wir, wenn wir nahe am Verzagen waren, durch eine schöne Musik, ein Lied, einen Choral wieder neu aufgerichtet, wie oft in unserm sinkenden Glauben wieder neu gestärkt worden. Schiller sagt:

„Wie nach hoffnungslosem Sehnen,
Nach langer Trennung bitterm Schmerz,

Ein Kind mit heißen Reuetränen
Sich stürzt an seiner Mutter-Herz:
So führt zu seiner Jugend Hütten,
Zu seiner Unschuld reinem Glück
Vom fernen Ausland fremder Sitten
Den Flüchtling der Gesang zurück,

In der Natur getreuen Armen
Von kalten Regeln zu erwarmen.

Harmonie und Musik gehören mit zu den stärksten Mächten, die bestimmend auf unsern Geist einzuwirken vermögend sind.

Ich möchte hier nebenbei noch auf ein besonderes Wunder hinweisen. Wer hat es nicht erfahren, daß selbst rauhe Töne, ja sinnlose Geräusche durch das geheimnisvolle Musikinstrument unserer Seele in die herrlichste Musik umgewandelt werden können. Besonders deutlich habe ich diese innere Musik, o wie oft, in meinen Knaben- und Jünglingsjahren vernommen. Ich half damals noch meinen Geschwistern im Sommer bei den verschiedensten Feldarbeiten. Wenn ich mich dann abends müde auf den „Bretterwagen" setzte, um mit den andern zusammen mich auf den oft meilenweiten Heimweg zu begeben, und der Wagen sich in Bewegung setzte, dann verwandelten sich alle Klänge und Geräusche, die mein äußeres Ohr vernahm: das Klirren der Ringe am Pferdegeschirr, das Klappern der Bretter, auf denen wir saßen, das Stampfen der Pferdehufe, das Rollen der Räder, die Stöße derselben in und gegen die Unebenheiten des Weges u. s. w. für mein inneres Ohr in die allerschönste Musik. Stundenlang konnte ich dann auf diese Musik lauschen und hatte nur den einen Wunsch, von keinem angeredet zu werden, um im Anhören dieser wundervollen Musik, die sich immer vollkommener und schöner auszubilden pflegte, nicht gestört zu werden. Es war wohl das süße harmonische Gefühl, das nach der Arbeit des Tages in der Stunde der Ruhe, mein ganzes Wesen durchdrang, das diese innere Musik in meiner Seele erklingen ließ.

Harmonie — Musik ! O wie wohltuend wirken diese auf unsern inneren Menschen, auf unsere Seele, unsern Geist ! Und wir finden sie allenthalben in dieser schönen Gotteswelt. Wer nur ein Ohr hat, sie zu hören.

Und ein Auge, sie zu sehen. Denn nicht allein in dem, was das Ohr hört, auch in dem, was das Auge sieht, finden wir vielfach die schönste Harmonie und die reinste Musik. — Die durch Luft und Aether fortgepflanzten Schwingungen müssen eine gewisse Schnelligkeit in ihrer Aufeinanderfolge haben, um von dem Ohr als Ton vernommen zu werden. Sind sie zu langsam, so hören wir sie nur als Geräusch. Sind sie sehr schnell, dann als Ton. Und zwar je rascher die Stöße aufeinander folgen, desto höher ist der Ton und umgekehrt. Doch gibt es auch nach dieser Seite hin eine Grenze. Gehen gewisse den Dingen entströmende Schwingungen in der Schnelligkeit ihrer Aufeinanderfolge über diese Grenze hinaus, so vernimmt das Ohr sie nicht mehr. Wohl aber vernimmt sie dann das Auge, doch nicht als Ton, sondern als Licht oder Farbe. In diesem Sinn sagt Bliss Carman, der bedeutendste aller kanadischen Dichter, in seinem wundervollen „Beyond the Gamut" (Jenseits der Tonleiter):

"All sight is but a finer hearing,
And all color but a finer sound."

(Alles Sehen ist nur ein feineres
Hören,
Und alle Farbe nur ein feinerer
Ton.)

Daß zwischen Tönen und Farbe ein gewisser Zusammenhang besteht, darauf weist schon die Tatsache hin, daß beim Klange gewisser Laute mehr oder weniger bestimmte Licht- oder Farbenvorstellungen in unserer Seele wachgerufen werden, worauf von mir schon in der ersten Nummer dieses Jahrgangs der „Warte" hingewiesen worden ist. Doch diesen Zusammenhang haben wir alle über-

haupt immer geahnt. Woher kämen sonst die Ausdrücke: „Harmonie der Farben, sanfte, milde, harte, weiche, schreiende Farben" u. s. w.? Also auch in der Welt der Farben kann es eine Harmonie und eine Disharmonie geben, und eine jede Harmonie jeglicher Art empfinden wir in unserm Herzen als Musik. Wer hätte nicht schon darüber gestaunt, welch köstliche Harmonie in allen Farbenzusammensetzungen herrscht, die die Natur uns aufweist. Man denke nur an die Morgen- und Abendröte, an den strahlenden Regenbogen, an den Frühlings- und Herbstwald, an eine in reinstem Weiß vor uns liegende glitzernde Winterlandschaft, an eine mit den mannigfaltigsten Blumen übersäte grüne Wiese u.s.w. Überall in der Natur die schönste Harmonie, bestimmt das Herz des Menschen zu erheben und emporzuziehen in die Regionen der ewigen Harmonie.

Aber nicht allein in Tönen und Farben herrscht in der Natur Harmonie. — Wenn wir uns dem Naturgenuß hingeben, dann merken wir sehr bald, daß eine jede Gegend zu jeder bestimmten Zeit des Tages oder Jahres gleichsam eine ganz bestimmte Seele, einen ganz bestimmten Geist ausatmet, wodurch hinwiederum eine ganz bestimmte Stimmung in unserer Seele ausgelöst wird. Auch dies empfinden wir als Harmonie. Von dieser Harmonie scheinen auch die mit der Natur so eng verbundenen Vögel etwas zu spüren, worauf der Charakter ihrer Gesänge hinweist, die mit dem Geiste der Natur und der daraus erweckten Stimmung unseres Gemüts im schönsten Einklang stehen. Das war es, was mir vorschwebte, als ich vor Jahren einmal diese Verse niederschrieb:

„Horch, Philomelas Sang in stillen Schlüften,
Tief in des Waldes würz'ger Maiennacht!
Horch, wie die Lerche trillert in den Lüften,
Hoch über glanzerfüllter Felder Pracht!
Du fühlst's, die Nachtigal, sie muß so klagen,
Es paßt ihr Lied zu deines Busens Klang,
Und wenn im Lenz die Herzen höher schlagen,
Dann schlägt den Takt der Lerche froher Sang."

Bliss Carman geht noch weiter: Nicht allein in den aus dem Geiste der Natur hervorgelockten Liedern der Vögel, sondern auch in den aus demselben Geiste hervorgerufenen Farben der Blumen, ja in dem für unser Ohr unvernehmbaren Sang der Libellen u.s.w. vernimmt er Töne dieser geheimnisvollen unserm Geist ertönenden Harmonie. Also überall die schönste Harmonie.

Wie könnte es auch anders sein? Wie könnte Er, der in sich lauter Harmonie ist, eine disharmonische Welt gestaltet haben? Zwar ist durch die Sünde der Menschen viel Disharmonie in die Welt gekommen, aber aus der Natur ist die Harmonie noch lange nicht ganz geschwunden. In diesem Sinn singt ein Dichter:

„Die Welt ist vollkommen überall,
Wo der Mensch nicht hinkam mit seiner Qual."

Und ein anderer:

„Jung und harmlos ist die Natur;
der Mensch nur altert, Schuld aufhäufend umher und Elend. Darum
gab ihm auch die gütige Vorsehung
Tod und Erlösung ...."

Die Menschen leben im allgemeinen viel zu viel im Geräusch der Welt, viel zu viel unter Wesen, in denen oft so wenig wahre Treue und Aufrichtigkeit und dagegen so viel Falschheit, Betrug und Heuchelei zu finden ist. Man ziehe sich von Zeit zu Zeit wenigstens zurück von aller Welt, hinein in die tiefe Einsamkeit

der Natur, dorthin, wo ein jedes Wesen sich ganz so gibt, wie es ist, ohne Betrug und Heuchelschein, und man wird sehen, daß von der großen Harmonie, für die nach Schiller die ganze Welt mit allem auf derselben existierenden Leben geschaffen ist, auch heute noch etwas zu finden ist.

Tritt z. B. im Frühlinge, wenn die Wasserbrünnlein von den Bergen und Hügeln niederrauschen, an ein solches Brünnlein heran; bleibe dort längere Zeit stehen, höre, wie die Wellchen klunkern, sprudeln und rauschen, sieh, wie sie mit ihren hellen Aeuglein in den blauen Himmel und die strahlende Sonne emporlachen; lausche daneben auf das Lispeln der nahen Bäume und Sträucher und auf das Pfeifen und Zwitschern der Vöglein, die auf ihren Zweigen sitzen: Alle diese Töne und Farben verschmelzen in deiner Seele zu einer himmlischen Musik, ja noch mehr: sie bekommen Sprache und erzählen dir in Worten, die in keiner menschlichen Sprache widergegeben sind, und in Tönen, die durch keine Noten bezeichnet werden können, von einer Harmonie, für welche du geschaffen bist, und in welche du mit eingehen wirst, wenn die Sünde nicht mehr sein wird.

Oder setze dich einsam nieder an das Ufer des Meeres. (Wohl dir, wenn du auch nur einmal in deinem Leben Gelegenheit dazu hast!) Horche auf das Atmen seiner Wogen, sieh, wie es sich ausdehnt vor dir so weit, so weit! Sieh, wie der blaue Himmel und die lichten Wolken dort oben sich im Meere widerspiegeln, als hätten Meer und Himmel einander die Hand zum Bunde gereicht: In deiner Brust erwacht ein wundervolles Lied, das singt dir ins Ohr: „Mensch, du wirst nicht sterben! Du bist ewig, wie das Meer — wie das ewige Meer der Gnade und Liebe Gottes, das dir durch dieses materielle Meer vorgeschattet wird, — auch deine Seele wird einst ein reiner Ton sein in dem Hohenliede, das ewig erschallen wird zur Ehre des Schöpfers."

Oder tritt hinaus an einem klaren Abende unter den leuchtenden Sternhimmel. Vergegenwärtige dir alle diese Welten, die als lichte Pünktchen deinem Aug' erscheinen, in ewigen Kreisen sich bewegend in dem unendlichen Raum. Du ahnst etwas von der Harmonie der Sphären, die ewig dem Ohr des großen Schöpfers erklingt. Der göttliche Klopstock singt:

„Um Erde wandeln Monde,
Erden um Sonnen,
Aller Sonnen Heere wandeln
Um eine große Sonne:
Vater unser, der du bist im Himmel."

Dieser großen Sonne, unserm lieben himmlischen Vater, fühlst du dich auf einmal nah. Du sehnst dich nach der Zeit, wo auch du als ein lichtes Flämmchen seinen erhabenen Thron umschweben wirst.

O diese Stunden völliger Zurückgezogenheit, diese Augenblicke mit Gott und Natur allein, wie tun sie uns Menschen so wohl! Und wie haben wir sie so hoch nötig, wenn wir uns nicht völlig verflüchtigen wollen in dem Getriebe dieses Lebens, bis von unserm eigentlichen Selbst nichts, oder doch fast nichts mehr geblieben ist! In solchen Stunden kommen wir wieder zu uns selbst zurück, und die innere Harmonie, die Musik, die wir in ihnen vernommen, tönt fort in unserm Herzen durch alle Mißharmonien und Dissonanzen hindurch, die dieses Leben mit sich bringt, sie begleitet uns auf allen unsern Wegen, durch Freude wie durch Leid:

„Wohin die laute Freude eilet,
Wohin der stille Kummer flieht,
Wo die Betrachtung denkend weilet,
Wo man des Elends Tränen sieht,
Wo tausend Schrecken auf uns zielen,

Folgt uns ein Harmonienbach."
(Schiller)

Mit neuem Mut kehren wir nach solchen seligen Stunden in die Geselligkeit zurück, um tatkräftig ins Leben mit einzugreifen. Es existiert für uns keine Gefahr mehr, uns in der Welt ganz zu verlieren. Es ergeht uns, wie Lermontows junger Seele, die von dem Engel in nächtlicher Stunde unter göttlichen Gesängen vom Himmel zur Erde herniedergetragen wurde: Die himmlischen Weisen leben fort in unserer Seele und werden den oft so erbärmlichen Liedern dieser Erde nimmer weichen.

Der Dank der Gemeinde

Freie Uebersetzung aus dem Russi schen des Apuchtin von H. Goerz.

Jedes Jahr, wenn ergrünen die Höhn,
Lenzesdüfte erfüllen die Luft,
Geht die ganze Gemeinde hinaus
Auf den Friedhof, zur einfachen Gruft.

Hier sie knien im frommen Gebet,
Die da kamen von nahe und fern,
Und am Grabe erschallen im Chor
Fromme Lieder zum Preise des Herrn.

Der hier ruhet in stiller Gruft,
Dessen man hier in Liebe gedenkt,
War ein edler, ein selbstloser Mann,
Den zu früh, ach, ins Grab man gesenkt.

Alles schenkte den Dürftigen er,
Was mit Mühe und Fleiß er erwarb,
Nur für andre hat er gelebt,
Und für andre der Edle starb.

Einst im März, als das Hochwasser kam,
Rings verbreitete Jammer und Not,
Warf er sich in die eisige Flut,
Um ein Kindlein zu retten vom Tod.

Drauf ein Fieber kam, seit der Zeit
Ging's mit seiner Gesundheit bergab,
Und im lieblichen, goldenen Mai
Da legte man ihn in das Grab.

Und seitdem, wenn ergrünen die Höhn,
Lenzesdüfte erfüllen die Luft,
Jedes Jahr, alt und jung geht hinaus
Auf den Friedhof zur einfachen Gruft.

Ernstes und Heiteres

Kämpfe in Sanssouci *)

Das Leben ist ein ununterbrochener Kampf. Wo der aufhört, da ist Tod. Erst geistiger, dann leiblicher.

Ich weiß nicht, ob schon vor mir jemand das so klar zum Ausdruck gebracht hat. Das ist aber auch ganz egal: auch ich werde vergessen werden; denn es ist die Wahrheit, die weiterlebt, nicht ihre Künder. Die Wahrheit ist mehr als der sie kündet. Das wissen heute aber noch nur wenige.

* * *

Auch in Sanssouci wurde es endlich Nacht.

Sanssouci ist der Name meiner Farm im Busch bei Steinbach.

Alles ist zur Ruhe gegangen.

Auch ich habe mich in die inneren Gemächer — meine 6 bei 7 Fuß kleine Schlafkammer — zurückgezogen und suche nun meine Lagerstatt auf. Es kommt jetzt eines der schönsten Viertelstündchen meines Tagesprogramms: Lesen. Allabendlich lese ich etwas, schon im Bett liegend. Ich tue das aus zwei Gründen: einmal, um meinen Geist von der Farm weg zu lenken, und zum andern läßt das Lesen mich leichter den Schlaf finden.

Heute ist es mir hauptsächlich um den Schlaf zu tun.

Neben dem Bette habe ich an der Wand ein kleines Petroleumlämpchen angebracht, das gerade genug Licht spendet, die Schrift unterscheiden zu lassen. Das Lämpchen kam mit mir mit aus Rußland, und stammt aus einer großen und schweren Zeit, als Revolution und Bürgerkrieg unsere sonst so reichen Bauernwirtschaften dermaßen ausgepumpt hatten, daß eine ganz große Familie für ihren Beleuchtungsbedarf wochenlang mit einer Tasse Petroleum auskommen mußte.

Dieses Lämpchen ist auch hier für meine Zwecke durchaus praktisch. Nicht soviel der Oekonomie wegen, aber da es kein Lampenglas hat und seine Flamme frei brennt, wie bei einer Kerze, läßt sie sich, ohne daß ich meinen Kopf vom Kissen hebe, leicht auslöschen. Das ist für mich von größter Bedeutung.

Ich lege also mein Kissen steil und strecke mich wohlig unter die Decke. Dann nehme ich das Buch zur Hand. Es ist meistens nicht was Großes, was ich im Bett lese. Ich meine dem Inhalte nach. Heute gerade ist es Robinson Crusoe. Ich lese ihn schon zum soundsovielten Male und kann ihn fast auswendig. Nicht weniger als in vier verschiedenen europäischen Sprachen habe ich ihn gelesen. Das besagt aber nicht viel, und soll man sich keine falsche Vorstellung von meinen Sprachkenntnissen machen. Den Robinson könnte ich auch in Chinesisch mit vollem Verständnis lesen, wenn mir nur jemand sagen wollte, wie ich das Buch zu halten habe, und wo sein Anfang ist.

Gerade bin ich auf der Stelle, wo Robinson sich seinen Freitag zulegen will, da brummt plötzlich etwas los über meinem Kopfe.

Nanu! sind wir denn schon soweit?

Natürlich sind wir soweit: über meinem Buche zieht ein dicker weißer Falter seine verschnörkelten Kreise und Figuren. Das Biest hat sich heimtückischerweise den Tag über irgendwo im Hause versteckt gehalten, wohl wissend, daß abends seine gro-

*)Sanssouci = Ohnesorge, Lustschloß und Park Friedrichs d. Großen bei Potsdam.

ße Chance kommt, und nun ist er da und burrt in der Stube herum, als ob ich hier überhaupt nichts zu sagen hätte. Bald surrt er die weiße Wand hinauf, bald butzt er an mein Kissen, stößt an die Blätter des Buches und haut mir gelegentlich auch eins ins Gesicht.

Erst versuche ich ihn zu ignorieren in der Hoffnung, daß er es satt kriegt und sein tolles Treiben einstellt. Aber der Racker hat den ganzen Tag geruht und ist nun zum Bersten voll von Tatendrang und weiß nicht, wo er abladen soll. Immer wilder wird der Tanz, und bald sehe ich die Schrift nur noch durch ein Netz von lebenden Linien.

Nee, das geht so nicht, sage ich mir, ohne Mord und Totschlag gibt es heute für dich keine Ruhe.

Ich fange nun an, meinem Peiniger aufzulauern: Setzt er sich irgendwo, wird er platt gemacht.

Aber er setzt sich nirgendwo, und er wird nicht platt gemacht.

Gut, dann nehmen wir dich im Fluge.

Ich lege das Buch weg, richte mich auf, und die Jagd beginnt.

Dem Falter scheint die Sache Spaß zu machen, er läßt sich jagen, ohne aber auch nur einmal unter meine Handfläche zu geraten.

Doch da sitzt plötzlich ein Schlag. In weitem Bogen fliegt der Übeltäter in die entfernte Ecke der Stube und erhebt sich nicht wieder.

Na siehste, ich bin schon mit ganz anderen Sachen fertig geworden . . . Jetzt liegst du da und bist tot, und weißt das nicht mal. —

Letzteres bedauere ich aufrichtig.

Ich bringe mein Bett in Ordnung und strecke mich wieder aus. Eine Zeitlang genieße ich noch meinen Sieg und philosophiere über die Vergänglichkeit verschiedener Dinge. Dabei merke ich, daß sich der Schlaf anmelden will. Also schnell noch eine Prise Robinson. Ich strecke meine Hand aus nach dem Buche. — Was ist das! Es muß doch auf dem Nachttisch liegen. Es ist nicht da.

Auf Kosten des anziehenden Schlafes strenge ich mein Gehirn an. Richtig, nicht auf den Tisch, auf die Bettdecke hatte ich es gelegt, und da muß es während der Jagd abgerutscht sein.

So richte ich mich denn auf und schaue vor dem Bette. Nichts da. Natürlich, wie sollte so ein Buch auch nach der zugänglichen Seite hin herunterfallen. Passiert ja überhaupt nicht. Nicht bei mir.

Ich versuche nun meine Hand zwischen Wand und Bettrand zu zwängen. Der Zwischenraum ist zu klein, ich komme nicht durch. Da setze ich mich steil hin, stemme die linke Hand gegen die Wand, und mit der rechten ziehe ich am Bettgestell. Es rührt sich nicht.

Ich spüre, wie in mir irgendwo etwas warm wird.

Da stemme ich die Füße, und zwar schon gleich alle beide, gegen die die Wand und fasse mit beiden Händen den Bettrand. Das Bettgestell kracht in allen Fugen, aber es rührt sich nicht.

Es bleibt mir nichts übrig, ich muß heraus aus dem Bett.

Irgendwo in mir wird etwas wärmer.

Und wie ich nun zupacke, da zeigt sich das Bett plötzlich sehr willfährig: Mit einem Satz ist es mitten in der Stube.

Nur das eine Bein blieb, wo es war.

Der Schaden ist aber schnell ausgebessert; denn ich kenne mich aus mit meinem Möbel. Dann taste ich den Fußboden an der Wand entlang ab. Staub, Spinngewebe, Federn, Daunen, und was sich sonst unter einem Farmerbett im Laufe einer Woche, oder auch zwei, ansammelt —

aber kein Buch ist da.

Aerger kommt mir an. Nicht soviel des verlorenen Robinson sondern meiner nunmehr schmutzigen Hände wegen. Doch nun erst recht muß das Buch sein.

Es ist da aber kaum etwas anderes geblieben, als von der offenen Seite aus unter das Bett zu dringen. Das tue ich. So fege ich denn mit Armen und Händen die Ablagerungen einer Farmwoche unterm Bett zusammen. Es ist kein Robinson darunter. Dafür aber Ritas Ball, nach dem wir schon einmal halb Sanssouci auf den Kopf gestellt hatten. — Meine Schlafkammer war in der anderen Hälfte geblieben. — Es ist da noch mehr: ein Brief. Ich lese die Anschrift: Fritz Walden, Esquire. Hm, Fritz Walden — das stimmt, Hochwohlgeboren — stimmt, stimmt. Absender: N. N. Cream Separator Co. — stimmt auffallend. Das ist — so es jemand nicht wissen sollte — die Marke von Rahmseparatoren, die sich selbst bezahlt. Der Brief ist seiner Zeit ungeöffnet unter mein Bett gekommen. Und das stimmt auch, und da spaziert er auch wieder hin.

Sonst ist nichts mehr da. Kein Buch.

Nun nehme ich aber ganz vorsichtig mein Lämpchen, um unters Bett zu leuchten. Schon bin ich mit dem Licht bis zum Bettrand, da wird es plötzlich finster um mich her. Ich bin eigentlich nicht mal erstaunt. Wie sollte mir das Licht auch nicht ausgehen! — Ich stelle das Lämpchen also behutsam auf den Nachttisch und gehe zum Fußende des Bettes, wo meine Kleider über einer Stuhllehne hängen. Hier hole ich die Overalls *) hervor und, so gut es im Finstern geht, drehe ich sie so zurecht, das vorne vorne und hinten hinten ist; denn ich kenne das schon: es ist keine so einfache Sache, ohne die Overalls „an zu haben" sich in ihren vielen Taschen zurechzufinden. Ich greife in die linke Seitentasche, das ist der ein für allemal festgelegte Sitz meines Feuerzeugs. — Nanu, wie ist das möglich! Nicht da, sollte es am Ende in der linken Lendentasche sein! Auch nicht. — Und nun fahre ich immer hastiger bald in diese bald in jene Tasche ohne System und ohne Rücksicht auf vorne und hinten. Meine Finger durchwühlen da den größten Teil meines Lagers an Ersatzteilen für meine Farmmaschinerie, was aber nicht da ist, das ist mein Feuerzeug.

Die Wärme in mir wird wärmer und wärmer.

Aber ich habe doch schon was im Leben gelernt und zwinge mich zur Ruhe und — zur Vernunft.

Jawohl Vernunft.

Das letzte Wort wiederhole ich halblaut, und es hört sich wie Zähneknirschen dazwischen.

Schießlich schlage ich kurzentschlossen erst in das linke, dann in das rechte Hosenbein meiner Pyjamas eine Falte, klemme sie fest und steige in die Overalls. Nachdem ich dann die Träger über die Schultern gezogen, ist die Position richtig, und ich lasse nun meine Hände dem Overalls-Instinkt folgen und nochmals die Taschen untersuchen. Sämtliches Farmzubehör ist zur Stelle — natürlich aber gerade immer in der von vorher entgegengesetzten Tasche — es ist aber nichts da zum Feuermachen.

Da soll doch ein . . . . !

Ruhig, Fritz, du hast es ja jetzt mit der Vernunft . . . .

Ich taste mich also durch die Eßstube in die Küche und finde auch ganz unbegreiflicherweise sofort die Schachtel mit den Zündhölzern. Zu-

*) Weite Arbeitshosen, die man zur Arbeit „über alles" zieht.



Kolonistenanwesen auf dem Stoltz-Plateau. Hinter dem Haus ein Aipimfeld. Aufnahme 1932.



Brasilianische „Pflugarbeit" in den ersten Jahren: das Hacken, und immer wieder hacken!— Meine Frau und ich auf der Roca (=Pflanzland). Vor mir ein ganz junger Zedernbaum. Aufnahme 1933.

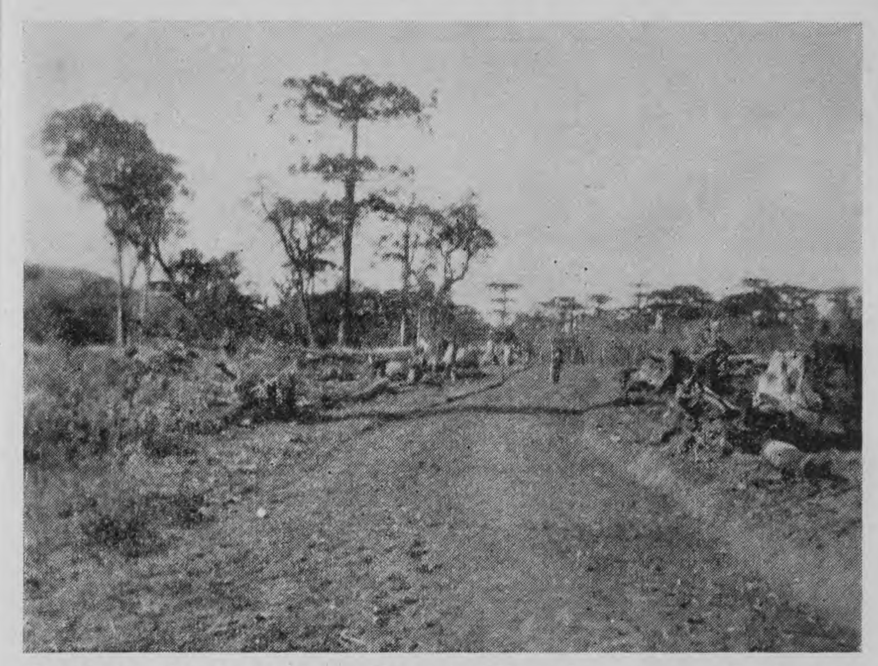
Sämtliche Bilder dieses Heftes wurden von Herrn Heinrich Martins, Blumenau, Brasilien, eingesandt.



Die Schneidemühle in Witmarsum in den ersten Tagen ihrer Arbeit im Jahre 1932. Noch nicht vollständig ausgebaut. Dahinter das Maschinenhaus.



So sieht ein Aipimfeld aus. Aipim ist die Knollenfrucht in Brasilien, welche Menschen und Vieh ernährt. Aufnahme 1932.



Eine kleine Strecke des neuen Weges in Witmarsum, wo vor 5 Monaten noch Urwald stand. Links zweiter Baum eine hohe Pinie, über 15 Meter hoch. Aufnahme 1930.



Pflanzland auf einem Bergrücken in Auhagen (Stoltz-Plateau) — 1932.



Ankunft des ersten Mennonitentransports in Hammonia (Municip Blumenau, Staat Santa Catharina), vor dem Direktionsgebäude der Hanseatischen Kolonisationsgesellschaft, auf deren Ländereien „Witmarsum" und „Auhagen" entstanden sind.— Aufgenommen am 10. Februar 1930.

rück in meine Kammer gekehrt, zünde ich ein Hölzchen an und mit ihm das Lämpchen auf dem Nachttisch.

Neben dem Lämpchen liegt friedlich und griffbereit mein Feuerzeug.

Na, ja, man kommt mit der Vernunft halt doch immer etwas zu spät.

Das sagte ich mir ganz vernünftig, aber ein wütender Blick trifft doch das unvernünftige glänzende Ding da auf dem Tischchen.

So konnte nun die Suche nach dem Buch wieder beginnen. Ich leuchte unters Bett. Aber es ist, wie es schon meine Hände feststellten: Kein Buch, nur der Mahnbrief liegt in seiner ganzen unverschämten Aufdringlichkeit da und — tut seine Pflicht.

Daß mir inzwischen irgendwelche Anwandlung von Schlaf wieder abhanden gekommen ist, braucht wohl kaum erwähnt zu werden.

So bleibt mir schließlich wohl nichts übrig, als mich in mein Schicksal zu ergeben. Ich glaube weder an Zauberei noch an Wunder, aber an die Tücke des Objekts glaube ich felsenfest. Und gegen diese Tücke kommst du weder mit Vernunft, noch mit Ruhe, noch mit Feuer und Schwert auf: Wenn der Robinson weg ist, dann ist er weg ohne Wunder, ohne Zauberei, ohne Gewalt, sondern auf ganz natürlichem Wege, nur das Wie bleibt verborgen.

Ich gebe es auf.

Nun schleiche ich mich noch einmal in die Küche, um meine Hände zu waschen, ordne dann wieder das Bett und lege mich hin. Wie ich zum Schlaf kommen werde, weiß ich nicht. Es ist keine andere Lektüre da. Höchstens der Brief unterm Bett. — Der verdammte Brief. Der kommt mir morgen an einen sicheren Ort! — Inzwischen aber liegt er da, 14 Zoll tief unter meinem Kopfe. Und der Entrahmer hat sich wirklich noch nicht selbst bezahlt, und auch die Reiseschuld hat sich noch nicht selbst bezahlt, und auch . . . . .

Wovor ich mich wehren wollte, wovon ich ein kleines Viertelstündchen eines ganzen schweren Farmtages frei sein wollte — das bricht nun doch auf mich herein: Die Sorgen . .

Ich bin aber auch schon von Sorgen in den Schlaf gelullt worden. So lösche ich denn das Licht aus und drehe mich auf die Seite, mit der rechten Schulter das Kissen zusammenpressend. Da drückt etwas gegen meine Schulter. Meine Hand fährt unter das Kissen und — zieht den Robinson Crusoe hervor.

Ruhig, Fritz, es hat doch alles seine Richtigkeit. —

Nachdem ich wieder Licht gemacht, suche ich die Freitag - Stelle, und nun kann noch alles gut werden. Die Szene ist spannend, grade will Robinson seinen Angriff auf den seinen Freitag verfolgenden Wilden beginnen, aber das regt mich nicht mehr auf, und der Schlaf wird schon kommen. Nein, er kommt schon.

Da — brrr — brr — brr —

Ich bin wach, wie nur einmal. Und dieses Mal sind es schon gleich zwei, die da vor meinen Augen einen lustigen Reigen aufführen. Ich bin für sie einfach nicht da.

Ruhe Fritz, fang die Geschichte nicht von vorne an.

Und ich bin ruhig. Aeußerlich. In mir kocht es. Ich starre wohl ins Buch, aber der fliehende Freitag bleibt mit einem erhobenen Fuß gerade so in der Luft hängen, wie wenn im Kino der Film plötzlich abreißt und alles erstarrt. In meinem Gehirn arbeitet es fieberhaft, aber es läßt sich nichts mehr herausquetschen. So gebe ich das Denken auf und tue so, als ob ich läse. Die Falter treiben es immer ärger. Da plötzlich — pfff . . . . — das Licht ist aus. — Einer der Falter ist in die Flamme geflogen.

Schadenfreude erfüllt mich. Ich fühle eine köstliche Genugtuung. Eigentlich sollte ich den Freitag jetzt

seinem Schicksal überlassen und unter diesem schönen Gefühl der Freude über das endliche Eingreifen der Nemesis versuchen einzuschlafen. Mit Wollust verweilen meine Gedanken bei dem so jämmerlich zu Tode gebrannten Falter. Da hat doch das Schicksal ausnahmsweise auch einmal zu deinen Gunsten eingegriffen, denke ich. Ich spinne den Gedanken weiter und bin schon bereit, überhaupt an eine Wendung in meinem Leben zu glauben. Der Mensch ist nur zu leicht geneigt, an das Gute zu glauben. Ich überblicke kurz mein Leben. Da kommen mir aber doch wieder starke Zweifel. Es ist mir eigentlich nur einmal passiert, daß mein böses Schicksal nicht aufgepaßt hat. Das war, als ich Ella heiratete. Meine Zweifel wachsen. Sollte das mit dem Flammentode des Falters am Ende.... Ich muß Gewißheit haben. Als das Licht wieder brennt, finde ich weder bei der Lampe noch auf meiner Decke den verkohlten Leichnam meines Peinigers. Aber da auf dem Fensterbrett, da sitzen sie beide, als ob nichts geschehen und tun sehr lieb miteinander. Kein Brandschaden ist an ihren Flügeln zu bemerken. Jetzt handle ich schnell: mit seinem ganzen Gewicht legt Robinson sich auf die beiden Übeltäter, und als ich das Buch abhebe, ist von ihnen nur eine quitschige Masse und vier zitternde Flügel übrig geblieben.

Nein, mit meinem Schicksal, das hat doch alles seine Richtigkeit, da werde ich nach wie vor immer wieder selber eingreifen müssen.

So habe ich endlich Ruhe, und der Freitag kann sich weiter tummeln.

Ich lese. Und trotz der verschiedenen Aufregungen schleicht der Schlaf sich ganz leise heran. Bei der Szene, wo Freitag sich Robinsons Fuß ins Genick setzt, ist das Bild schon stark verschwommen. Und jetzt balgen sie sich richtig, und bald ist Robinson, bald ist Freitag oben, wobei Robinsons Fellhose einen Staub aufwirbelt, der zeitweilig alles vor meinen Augen verschwinden läßt. Und um die Kampfszene schwirren zwei weiße Briefe, wobei aus einem ein Strahl Milch fließt und der andere einen Faden Rauch nach sich zieht, der sich allmählich zu dem Worte „Board" formt. Dann rückt plötzlich alles in weite Ferne. Aber ich bringe doch noch den Gedanken zusammen: Blasen, blasen — aufs Licht blasen.

Und schon will ich blasen, da — ß — s — s — s.... das ist — das ist....

Ich bin wieder zurück in der Wirklichkeit und wach, wie ich nur als kleiner Junge wach war, wenn ich Sonntag nachmittag schlafen sollte.

S — s — s — s — singt es vor meinem Ohr. Eine Mücke! Etwas Schlimmeres könnte mir überhaupt nicht passieren: Wanzen — ja, die haben wir auch gehabt, die bekamen wir von der Landgesellschaft als Gratiszugabe zur Farm, und es hat einen großen Krach bei uns gegeben, als ich schließlich vor den Wanzen kapitulieren wollte, Ella aber eigensinnig blieb. Na, und sie gewann — sie gewinnt immer in solchen Sachen. Die Wanzen verschwanden von Sanssouci, ihr Verbleiben auf der Farm war übrigens — zur Ehre der Landgesellschaft sei es gesagt — auch nicht kontraktlich sichergestellt, wie z. B. das des anderen lebenden Inventars. — Also Wanzen sind ein lichtscheues Gesindel, macht man Licht, so suchen sie schleunigst ihre dunkeln Winkel auf. Falter beruhigen sich, wenn es finster wird. Aber Mücken — denen ist Finsternis so lieb wie Licht, und Licht so lieb wie Finsternis, und umgekehrt.

So klaube ich denn den Robinson und seinen Freitag wieder auseinander und bringe sie in das richtige Herr- und Untertanverhältnis, wie

Defoe es gewollt.

Dann lese ich und warte auf den Angriff der Mücken. Ja, Mücken, denn es sind inzwischen schon wenigstens zwei geworden.

Die Verteidigung gegen Mücken wird besonders dadurch erschwert, daß man wohl weiß, wann sie sich setzen — das ist, wann ihr Gesang plötzlich abbricht, — man weiß aber nie, wo sie sich setzen. Glücklicherweise bleibt zwischen Setzen und Stich eine genügend lange Zwischenzeit, um eine Abwehr in die Wege zu leiten. Man muß dabei aber, wie aus obigem hervorgeht, immer das ganze dem Angriff ausgesetzte Gelände bestreichen.

Ich lese also, tue wenigstens so; aber all meine Sinne sind auf den Mückengesang gerichtet. Sobald er verstummt, beklatsche ich mein Gesicht, seine Erweiterung nach oben, Ohren, Hals und wo sonst sich eine Blöße zeigt. Setzt nach dieser Massage der Gesang wieder ein, so ist alles gut, die Mücke ist verscheucht. Bleibt alles still, so ist das schon schlimmer. Wohl kann die Mücke erdrückt sein, sie mag aber auch irgendwo an einer Stelle sitzen, die mir entgangen ist, und dann muß jetzt gleich — jetzt — jetzt . . . .

Klatsch! — Schwer trifft die Rechte meinen Schopf — die mir richtig entgangene Stelle. Immer wieder vergesse ich dieses mein jüngstes Sorgenkind — die niedliche Glatze, die sich da am äußersten Ende meines natürlichen Menschen angesetzt hat.

Der schwarze Mückenrest an meiner Handfläche ist aber nicht die Letzte ihres Stammes. S — s — s — s — singt es weiter bald vor meinem rechten bald vor meinem linken Ohr, bald vor beiden zugleich.

Ich bin jetzt aber gewitzigt und habe mir einen bestimmten Kampfplan zurechtgelegt: Setzen lassen, sich festbohren lassen, der Schmerz zeigt die rechte Stelle, und das Weitere ist schon kein Kunststück mehr.

Den Freitag brauche ich vorläufig nicht. Ich klappe das Buch zu. Eigentlich brauche ich auch das Licht nicht mehr. Ich blase es aus.

So liege ich denn mit offenen Augen da und warte. Schlafen will ich schon nicht, ich will meine Mücken haben. Und ich höre sie bald hier, bald da . . . .

Ich warte . . . warte . . . warte . . . Und das ist das Letzte, was ich weiß.

— — — —

Als ich des Morgens, nachdem ich draußen das Vieh „besorgt" hatte, in die Küche trete, wo meine Frau und die Kinder bereits am Frühstücktisch auf mich warten, brechen alle drei plötzlich in ein herzerquickendes Gelächter aus. Fritz jr. springt auf, holt den Spiegel und hält ihn mir vor die Nase:

Ein wildes Freitaggesicht in schönster Kriegstätowierung schaut mir da entgegen.

Es war mein eigen Blut, mit dem die Bemalung gemacht war.

Ich triumphiere: Gewonnen! Mein Kampfplan ist richtig gewesen, die Mücken sind wirklich auf meine List hereingefallen. Dabei haben meine Hände das Geschäft allein besorgt. Ich habe geschlafen.

Fürwahr, es ist etwas Großes um den Herrn der Schöpfung und sein bißchen Vernunft!

* * *

Leben ist Kampf, oft blutiger Kampf. Es braucht dabei nicht notwendigerweise um ein neues Weltreich oder um eine neue Weltanschauung zu gehen.

In Sanssouci bei Steinbach geht es um kleine Dinge.

Zwei Krönungsfeste und zwei Ohrfeigen

Es war im Jahre 1883, als auf der Neu-Berdjaner Forstei, wo mein Vater Prediger am mennonitischen Forsteikommando war, im Wonnemonat Mai eine fieberhafte Tätigkeit entfaltet wurde. Das Krönungsfest des russischen Zaren Alexander des Dritten stand in Aussicht. Es wurden Vorbereitungen zu dem hochwichtigen Tage getroffen, um das Fest würdig zu begehen.

In der Kaserne nähte man aus weißen, blauen und roten Stoffen große Flaggen zusammen. Etliche übertrafen an Größe und Länge die in der nahen Stadt angefertigten. Es fanden sich Künstler, die wunderschöne Transparente herstellten. Die Schützen putzten ihre Schießprügel. Die Musikanten stimmten ihre Geigen. Die russische Volkshymne und patriotische Lieder wurden eingeübt. Auf dem Kasernenhof fand ein militärischer Drill statt. Und was waren das für stramme Kerle! Hätte Friedrich der Große von Preußen sie gemustert, er hätte nicht übel Lust gehabt, sie dem russischen Zaren abzujagen und in seine Leibgarde zu stekken. Aus der Stadt wurden Raketen, Papierlaternen, unter denen alle Regenbogenfarben vertreten waren, und große Bierfässer importiert. Alle standen in Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. Alle beseelten patriotische Gefühle.

Am Rüsttage sah man auf dem Hofe ein geschäftiges, fast nervöses Treiben. Auf den Dächern der Gebäude wurden lange Stangen befestigt, an denen man die Flaggen hochzog. Die Laternen wurden angebracht, Raketenständer eingegraben, hinter jedes Fenster Lichter gestellt, und Hof, Stuben und Eßsaal gesäubert. Alles bekam einen festlichen Anstrich.

Ich war selbstverständlich mitten im Gewühl, und das Ganze hinterließ auf das etwas empfängliche Gemüt des 10-jährigen Jungen einen unvergeßlichen Eindruck. Geschäftig lief ich hin und her. Aus der Nähe und aus der Ferne wurde das Feenreich betrachtet. Schöneres, Herrlicheres konnten meine kindlichen Begriffe sich nichts in der ganzen Welt denken. Ich stand im Vorgefühl wichtiger Ereignisse.

Der große Tag brach an. Schon früh war ich auf den Beinen. Auf dem noch menschenleeren Hof stehend und den in seinem herrlichen Schmuck prangenden Hof betrachtend, sah ich die Schützen mit ihren Jagdflinten antreten. Eine Salve erzitterte die Luft. Vor Schreck zuckte ich zusammen. In der Kaserne wurde es lebendig. Alle warfen sich in ihre Galakleider und eilten an den Frühstückstisch. Nach dem darauf erfolgten Gottesdienst stürmten die „schieren" Kerle im vollen Wichs auf den Hof und stellten sich in Reih und Glied. Der Förster hielt eine Parade ab. Nach der patriotischen Rede desselben ein dreifaches Hurra und Salven. Am Nachmittag wurden noch kleinere Vorbereitungen getroffen. Der Abend, an dem das Fest seinen Höhepunkt erreichen sollte, war kaum abzuwarten. Doch er kam. Kaum war es dunkel, wurde der Hof in seiner unvergleichlich schönen Illumination erleuchtet. Die ersten Raketen gingen hoch und erschütterten die Luft mit ihren Explosionen. Das Fatale war dabei — gerade in dem Moment, als die große Schafherde vom Felde heimkehrte. Vergeblich bemühten sich die Hirten, die von Furcht ergriffene Herde zusammenzuhalten. Die dummen Dinger, denen jegliches Verständnis für die Bedeutung dieses hochwichtigen Tages abging, stoben auseinander und suchten auf den

umliegenden Chutoren Schutz. Es währte Tage, bis die meisten wieder eingefangen und auf die fette Forsteiwiese gebracht wurden. Hoch gings her bis tief in die Nacht hinein. Die Feuerwerker und Schützen hatten volle Arbeit, um ihren patriotischen Gefühlen einen Ausfluß zu verschaffen. Eine Rakete nach der andern stieg in Zickzacklinien zu dem sternbesäten Nachthimmel hinauf. Eine Salve nach der andern krachte. Ein Geknatter und Gedröhn wie im ärgsten Schlachtgetümmel. Hurrarufe und Gesänge. Wurden die Kehlen trocken, feuchtete man sie mit dem aus den angebohrten Fässern sprudelnden Quell an. Mancher hatte sich von dem Guten zuviel angetan, und die Sonne am nächsten Morgen schaute vorwurfsvoll in bleiche Gesichter, von denen alle Begeisterung geschwunden war, und die keine Spur von gehobener Stimmung aufwiesen.

Das Nachspiel dieses Krönungsfestes waren Bruderschaften, zu welchen auch Ohms aus den Kolonien gekommen und sich abmühten, das in Schwankung gekommene mennonitisch-religiöse Gefühl wieder in Gleichgewicht zu bringen.

Nach zwei Jahren wurde ich mit meinen Eltern und Geschwistern durch das unerbittliche Schicksal in ein kleines Dorf auf Sagradowka verschlagen. Der gelehrige Schüler seiner vielen Lehrer von der Forstei war in manchen Stücken seinen Altersgenossen im weltabgelegenen Dörflein weit überlegen. Wie es so geht in der krausen Welt, wenn jemand in Weltweisheit und anderen Dingen andere überragt, so treibt es ihn mit elementarer Kraft, sich als Lehrer aufzuwerfen. So ging es auch mir. Über manche Dinge, die den in der Einsamkeit und Abgeschlossenheit aufgewachsenen Schulkameraden böhmische Wälder waren, leistete ich in meinem Jugendeifer Aufklärungsdienste. In dem Nachbarssohn, der ein aufgeweckter und regsamer Bengel war, fand ich einen mir ergebenen Schüler und Bundesgenossen, wenn es galt, Außergewöhnliches ins Werk zu setzen. Er wuchs später in seinem Erfinden niederträchtiger Unternehmungen seinem Lehrmeister weit über den Kopf.

Der wunderschöne Monat Mai, der in der südrussischen Steppe seinen Liebreiz in vollendeter Pracht entfaltet, stand im Kalender. Mit ihm stiegen auch in mir die Erinnerungen an das glanzvolle Krönungsfest auf der Forstei auf. Meinem Busenfreund, Sill (Wilhelm), von demselben in voller Begeisterung erzählend, reifte in uns der Entschluß, ein ähnliches Fest zu arrangieren. Unser Vorsatz war, die ahnungslosen Kameraden, die keinen Begriff von einem richtigen Krönungsfest und von den mit ihm verbundenen Herrlichkeiten hatten, zu überraschen. Ein Bedenken, auf welche Weise das zu den Auslagen notwendige Geld aufzutreiben sei, beschwerte mein Herz und drohte die Möglichkeit zur Ausführung unseres Unternehmens in Frage zu stellen. Der findige Geist des Sill löste diese Kardinalfrage auf die einfachste Art. Im Verlauf etlicher Tage wußte er seiner Mutter auf unauffällige Weise soviel Eier zu entwenden, daß deren Erlös die Kosten deckten. Ob ich seinem Beispiel gefolgt bin, kann ich nicht behaupten. Sehr möglich; denn ich mußte ja auch meinen Teil an den Unkosten tragen. Im nahen Russendorf „Belaja Gorka" wurden bei einem Staroweretz die Eier abgesetzt und für das erworbene Geld farbiges Papier und Lichtchen erstanden. Der Plan war fix und fertig. Jetzt gings ans Werk. In tiefster Verschwiegenheit wurden in einer abgelegenen dunklen Ecke der Scheune die Vorbereitungen getroffen. Unter meiner Leitung wurden von uns beiden 10 Papierlaternen angefertigt

und bis auf den großen Tag geheim gehalten.

Am ereignisvollen Abend wurde in Abwesenheit meines Vaters, der mit den andern Dorfsvätern auf dem Schulzenbott zum Wohl der Gesamtheit über wichtige Dinge beriet, über die Einfahrt unseres Hofes eine Leine gezogen und die Laternen aufgehängt und an den Torpfosten zwei verscheidene Fähnlein befestigt. Farbiges und Glänzendes zieht bekanntlich an, so lockte auch die unvergleichliche Illumination die sich auf der Straße tummelnde Dorfjugend zu unserm Hof. Auch die russischen Knechte und Mägde fanden sich zu der patriotischen Feier ein. Alles verlief solange in ruhiger Weise; denn aller Blicke waren erstaunt auf die außergewöhnliche Pracht gerichtet.

Sill und ich hatten aber das Empfinden, daß zur Verherrlichung dieses Festes noch etwas fehle und zwar die Hauptsache: schon von einem feierlichen Gottesdienst absehend (der in Betracht kommende Festredner saß ja auf dem Schulzenbott) konnten wir uns das Fest ohne Feuerwerk, Böllerschüsse und Hurrarufe nicht denken. Das Fest hätte durch Fehlen dieser patriotischen Ergüsse einen ziemlichen Abbruch erlitten. Schießprügel fehlten und durch Knüttelschläge an den Zaun wäre das Geknatter von Gewehrschüssen schlecht zu ersetzen, es hätte auch den gewünschten Effekt nicht hervorgerufen. Ohne Feuerwerk durfte es aber nicht abgehen. Wie dasselbe herstellen? Da blitzte meinem Sill ein rettender Gedanke durch den Kopf und half aus der Verlegenheit. — Habt ihr Keroßin? — Die Frage bejahend, stürmten wir zu unserer Küche, nahmen jeder eine volle Ladung des widerlichen Zeugs in den Mund und eilten zur Festversammlung. Schwefelhölzer wurden entzündet und der Explosionsstoff auf sie geblasen. Der Erfolg war ein überraschend großartiger. Große, helle Flammen waren das Ergebnis dieses Experiments. Beispiele zünden. Es stellten sich immer mehr freiwillige Feuerwerker ein. Als etliche es noch fertig brachten, durch ein Rohr die Flammen höher zu treiben, da stieg die Begeisterung der Anwesenden und suchte einen Ausfluß ihrer Gefühle in Gejohl, Gekreisch und Hurrarufen. So kam alles auf seine Rechnung. Kann es heute noch nicht verstehen, daß es ohne lebendige Fackeln und versengte Gesichter abgegangen ist. Eine höhere Macht hatte uns unvernünftige Kinder in Schutz genommen.

Aber auch dieses zweite Krönungsfest sollte nicht ohne bittern Nachgeschmack bleiben. Als es seinen Höhepunkt erreicht hatte, das Toben der glühenden Patrioten in Zügellosigkeit ausartete, kam's plötzlich zum Abschluß.

Die ehrwürdigen Alten auf dem Schulzenbott, in ihren Gehirnkasten nach weisen Ratschlägen kramend, hatten keine Ahnung von den in der Mitte des Dorfes sich abspielenden Vorgängen. Da wurden sie von den aufleuchtenden Flammen aufgeschreckt. Durchs Fenster in die finstere Nacht starrend, sahen sie den hellerleuchteten Hof und die aufsteigenden Feuergarben. Mit dem Ruf „Feuer auf W's Hof!" stürmten sie kopfüber, ohne vorher bindende Beschlüsse von ihren wichtigen Beratungen zu fassen, unserem Hof zu. Allen voran mein Vater. Da sah er die Bescherung. Ohne eine lange Untersuchung anzustellen, fand er den Urheber dieser Übeltat heraus. Offenbar kannte er schon sein hoffnungsvolles Söhnchen. Ein Sprung in die Mitte der johlenden und jauchzenden Menge, und ich fühlte einen heftigen Luftdruck auf meinem rechten Ohr, der eine leichte Neigung meines Körpers zur linken Seite bewirkte. Ein Gegendruck von der andern Seite, und mein Gleichgewicht war wieder her-

gestellt.

So kamen auch auf diesem Feste, das an Feierlichkeit das erste in den Schatten stellte, alle an ihn gestellte Anforderungen zur Geltung. Illumination, Feuerwerk, begeisterte Hurrarufe, und Entladungen von Knallbüchsen. Auch an einer eindrucksvollen Festrede fehlte es nicht, der aber kein Textwort zu Grunde gelegt wurde, die sich aber aus der Ferne wie grollender Kanonendonner angehört haben mag.

Wohl nie vorher und nachher sind Krönungsfeste von unseren „Stillen im Lande" in würdigerer Weise begangen, und nie sind wohl Alexander dem Dritten aufrichtigere Huldigungen zuteil geworden.

Durch Tränen sah ich noch im Nebel, daß eine starke Hand längs dem Seil fuhr, alle 10 Laternen zusammenraffte und sie mit einigen Begleitworten, auf den Erdboden schleuderte. Um mich unheimliche Stille und finstere Nacht. Nur in der Ferne ein Getrampel davoneilender Festteilnehmer, die schnellstens aus dem Bereich der explodierenden Knallbonbons zu kommen suchten.

Die Hauptperson wurde in den Tempel getrieben und ins Bett gesteckt. Die Nachwirkung — eine Heulerei, die wenig Aehnlichkeit mit einer Hymne hatte und schwerlich von dem größten Komponisten zu vertonen gewesen wäre. Im Bett hatte er Muße, über seine Größe nachzudenken, aber zur Erkenntnis, ein Verbrechen begangen zu haben, konnte er sich nicht durchringen.

Schlußakkord dort auf der Forstei: verkaterte Gesichter und darauffolgende Bruderschaften, die für einige das höchste Strafmittel, Ausschluß aus der Gemeinschaft der Heiligen, in Aussicht stellte, hier zwei ohne Vermittelung aus erster Hand verabfolgte saftige Ohrfeigen. Dort wie hier Dämpfer der patriotischen Gefühle.

Keine Medaillen für Eifer und Treue. Ja doch: mir wurde von den Dorfsbewohnern ein Zeugnis ausgestellt, dessen kurz zusammengefaßter Inhalt die Bestätigung eines in unserer mennonitischen Welt gebildeten Urteils über gewisser Leute Kinder enthielt:

Leerasch- enn Prädjasch Tjinja sen dee niedatrajhtijhsti. —

E. K.

FRITZ SENN

Lebendig begraben

Für uns vertriebene, enterbte mennonitische Bauern passen jene Worte Lilienkrons:

„Rastlos von Land zu Land, von Stadt zu Städten
Im Lebenskampfe Unterkunft zu finden."

Die Stadt ist unser Verderben, unser Ende. Das Zauberbild des Dichters von Haus und Garten, „wo Weib und Kind sehnsüchtig uns erwarten," ist für uns zum Hirngespinnst geworden.

Man muß viel Pflastersteine treten und Sohlen wetzen, durch viel Gassen und Winkelgäßchen, durch prunkvolle Paläste und stinkende Spelunken schreiten, um des Leibes Notdurft zu genügen, damit, um mit meinem seligen Vater zu sprechen, „uns die Seele nicht am Rückgrat festtrockne." Wer hat hier noch Zeit, die Schönheiten der Natur zu genießen? „Schönheit ist Atem, aber Brot ist Brot." Und doch sahen wir schon schlimmere Zeiten in der bolschewistischen Unterwelt.

— — — — — — — —

Tags vorher, an einem Sonntag, hatte ich Shakespeare genossen und

die Schlegel-Findsche Übersetzung etwas mit dem Original verglichen.

Am frühen Morgen geriet ich unter die krummen, tabakkauenden Totengräber, drei stolprige Hungergesellen, die schon manches Opfer der menschenlaichenden Stadt zum letzten Ruheort befördert.

Der Aufseher des Kirchhofes stand schon erwartend an dem Platze, wo die „Kuhle" ausgeworfen werden sollte, und blies schwere Tabakswolken in die warme Morgenluft. Er gab uns das Maß und ordnete an, daß ich das Grab heute allein graben müsse, da er die übrigen für zwei weitere Gräber brauche, wo der Grund mehr kiesartig und steinig sei. Also blieb ich allein.

Beiseite lag ein schwerer Stahlmantel (steel cascet), der die gewöhnliche „row box" gewöhnlicher Toter ersetzen sollte. Am Ende dieses eisernen Trunks hing auf Papier gedruckt die Anweisung, wie dieses enge Haus zu öffnen und zu schließen sei. Beim ersten Blick schien mir diese Anweisung ziemlich überflüssig, da die Verschlußkonstruktion sehr einfach war. Wenigstens von außen besehen. Und der von innen werde sie ja nicht mehr brauchen. Aber die Stahlsargfabrik in St. Thomas, Ontario, scheint sehr reell zu sein und versieht jeden Sargmantel mit der deutlichen Handhabe. Wenn die drei andern Totengräber diesen „Einlaßschein" (passing trough) sehen, so schmunzeln sie jedesmal. Einer löst ihn ab und steckt ihn zusammengefaltet wortlos in die Westentasche. Nachher, wenn das Grab zugeschaufelt, steckt er einen winzigen Pflock in den frischen Hügel und befestigt daran den Fetzen. Jetzt scheint derselbe schon schwerwiegender zu sein. Mit einem Griff an einer Eisenleier ist so ein Grab nicht geöffnet. Die Totengräber schmunzeln: He won't come out! —

Ich grub drei Spatenstiche tief und rastete, um zu verschnaufen. Die Morgensonne schien schon warm, und die Schatten wurden kürzer. Ich legte meinen Hut auf den Eisenmantel, und mir kamen dabei böse, finstere Gedanken. Ich dachte, wie hierzulande doch alles anders ist als in der gewesenen Heimat. Selbst dieser sandige Boden strömt nicht den Wohlgeruch frischwarmer Scholle aus als dort. Ich kenne jenen Duft noch ganz genau. Und dann denke ich, wie lange es noch währen mag, bis mein alter verschwitzter Filzhut wirklich so daliegt als einzige Trophäe auf dieser Erde und ich in so einem dichten Leichenkasten. Und dann kommen mir jene Verse von Prediger Salomo in den Sinn:

„Er saß und sprach, stand auf und schrieb
Die Sprüche, die wir heute haben.
Er stand wie einer, der zum Graben
Den Spaten in die Erde trieb.
Ging hin und her in herbem Schritt
Und über seine Seele glitt
Des Erdendaseins Weh und Leid."

Ja letzten Endes: Vanitas, Vanitatum Vanitas. Ob steel casket oder row box, über diese Weisheit ist noch kein Nachgeborner hinausgekommen. Auch der Misantrop Schoppenhauer und der Goethische Faust mit seiner „Weisheit letzten Schluß" nicht.

Ich grabe zwei weitere Spatenstiche und empfinde die kühle Erde angenehm. Am Ende ist es da unten ganz gut auszuhalten, „vom Kau'n des Brots und allem Irrsal los." Wie ich aufschaue, gewahre ich, wie ein Luftzug meinen alten Hut noch einmal gütigst von dem eisernen Madenkasten fegt und zugleich zwei alte Zuschauer, die sich unbemerkt eingefunden haben. Sie betrachten Eisenhülle und Grab und denken ihr Teil dabei. Schweigend, wie sie gekommen, gehen sie. Das ist ein Wandern so

von Gruft zu Gruft. Wieder verschnaufe ich und betrachte mir die Leichensteine. Da stehen zwei dicht beisammen. Große, platte Tafeln, wie zwei hohe Bettlehnen, in denen Trost und Trauer eingegraben. Deutsche Namen — deutscher Trost vom Wiedersehen. Jetzt gibt es so etwas nicht mehr. Jetzt läßt man hier alle Toten englisch sprechen.

„Und englisch welschen soll's im
neuen Alter" —

Wie? Haben nicht deutsche Pioniere Canada beuaen helfen? Und nicht bloß das. Haben sie es zur Zeit des siebenjährigen Krieges nicht erobern helfen?

Aber das ist verschollen und begraben! Der Deutsche wird heute lebendig begraben wie damals. Unsere Brüder in Rußland werden lebendig begraben. Unser Geist wird in den Muckerzeitungen lebendig begraben.

Nun kommt ein Leichenzug. Langsam kommt der Sarg im Sarg gefahren, und etwa zwanzig, dreißig Särge hinterdrein. Was anders sind diese Cars denn als rollende Särge, mögen sie luxuriös blinken und blänkern. Sie sind alle schon vom Satan gepachtet. Bloß der Tote, den man ans Tageslicht bringt, noch einmal aufdeckt und der mit blinden Augen in den Wolkenflug starrt, hält diese Sargkarosserien für kurze Zeit in Spannung und Stille. Nachher gehts um so ärger. Keiner will der letzte sein. Come on. Die Fabrik in St. Thomas hat noch viel „Einlaßscheine." Aber es geht auch darohne. Eine fragwürdige Frage: Warum man noch nicht auf den Humbug gekommen ist und die Särge alle mit lautkreischenden Huppen versieht? Man nimmt doch sein Steckenpferd so gern mit ins Grab. Am besten, man begrabe den Toten samt seinem rollenden Sarg.

Das ist noch garnicht so lange her, da war in einem Park eine Festlichkeit. Man genoß die Sonntagsstimmung und war gut aufgelegt. Eine noble Familie saß auf dem Rasen neben ihrem Luxusauto, das schief auf einem Hügel stand. Der Zufall wollte es, daß die Bremse nachgab und der leere Sarg wuchtig gegen einen Buchenstamm prallte. Gab das ein Hallo. Gab das eine Trauer! Der Stamm war kein Mensch, und so hatte der Luxuskasten Beulen und allerlei Gebresten weggekriegt. Die ganze Familie stand eine halbe Stunde lang in Trauer und Mißmut um ihren rollenden Sarg. Die Feststimmung war vorbei.

Der Tote wird hinuntergelassen und wir schaufeln. —

„Die Tür schlägt zu — der Lärm
hat sich verloren,
Es hülfe nichts, wenn ich zu Tod
mich riefe!
Sie stopfen furchtsam ihre breiten
Ohren
Vor jedem Ruf des Lebens aus der
Tiefe!

Da lieg ich denn, ohnmächtiger
Geselle,
Ins Loch geworfen, wie ein Stra-
ßenheld,
Ein lärmender, von der Empö-
rung Welle;
Ein blinder Maulwurf im zer-
wühlten Feld!

Wohlan, ich will, was kommen soll,
erwarten,
Es ist am End ein friedlich Woh-
nen hier;
Ich fühle nicht die Glieder, die er-
starrten,
Doch heiter glimmt die Seele mir.

Hätt' ich nur einen ewigen Gedan-
ken,
An dem man endlos sich erproben
mag,
So möcht' ich liegen in den engen
Schranken
Behaglich sinnend bis zum Jüng-
sten Tag.

Vielleicht, wer weiß, wüchs' er zu solcher Größe,
Daß er, in Kraft sich wandelnd, ein Vulkan
Im Flammenausbruch dieses Grab erschlösse,
Herleuchtend mir auf neuer Lebensbahn!
Wie wundersam, wenn über meinem Haupte
Der Abendtau die matten Blumen kühlt.
Ob wohl lustwandelnd dann der Pfarrherr glaubte,
Daß unter ihm ein Wetterleuchten spielt?
Daß glänzend in des eignen Lichtes Strahlen
Hier unten eine Menschenseele denkt?
Vielleicht sind dieses der Verdammung Qualen:
Geheim zu leuchten, ewiglich versenkt!"

Muß man dazu immer erst gestorben sein? —

Dee Obijauna | Von H. Kroeker

Waut daut ooli Faoytijh, op woonim wie Minißti aul 400 Jaoa 'romjikaoyt sen, noch aula erläwi mot.

Dee Dietschi, Rußi, Aumerikauna
Enn Kanädia, enn aundri noch daoybie —
Dee hukti aula em Obijauna.
Meijee, wea daut 'ni Kielerie!

Dee Dietscha sajht: „Bloß Preißi sen wie!
Schämt jü, daut jie noch anndasch dentji!
Däm Hitla, Tjeeydls, däm schtaot bie!
Seßt mot däm Jüd jie jünin Bräyji schentji!"

„Dü beßt wol daumlijh," sajht dee Rußibenjil,
„Dee Preißi laot mie wajh, dee sen tao kloyk,
Dee meeni, daut een schwaorhyra Pompischwenjil
Bringt mea Feschtaunt aus een feninftjit Boyk."

„Aumerikaunsch es, waut jie seni moti!"
Sajht Oomtji Watch — ma —call — it gaunz veboßt.
„Waut jie daoa saji, sen doch bloß Zooti!
Siet leewa schtel enn taolt maol waut fe Koßt!"

Kanada lacht. „Sen jie", sajht hee, „doch tjinjrijh!
King Edward, Georgesien Sän, dee's „swell"!
Dee sajht ons nuscht. Dee lacht bloß gaunz jimütlich.
Soo lang aus wie nijh tao lüd blaoyri es hee schtel."

„'n Tjeenijh!" laoymt dee Ruß enn hupßt, —
„Enjlända!" tjrieschst dee Preis feblaußt —
Dee Aumerikauna 's schtel enn schupßt —
Dee aundri schriei, waut an paußt.

Däm Obijauna waoyt daut meißt tao dol.
Dee Fadri krachi, enn de Hinjabeen, dee ooli,
Dee schpreedi sitj. Fea hundat Jaoa sen nü aul fol,
Daut hee dän Krach ji duldijh ütjihooli.

Noch ema sen see sitj nijh eenijh,
Auf Mitsch met Klaos, aoda met Fricsi —
Auf see däm Wilhalm maoykt taom Tjeenijh,
Aoda däm Morgan saul dee meyschti Leew biwiesi.

„Nä," sajht dee Obijauna, „dit's tao bunt!"
Aus Menno maol op mie fom Paop wajhfoa,
Don wey'r etj tietwies ziemlijh op'im Hund.
Nü aoba, heyt blooß maol daut Jiblaoa!"

Dee eena meent, dee Eytschok es een Aupil,
Dee aundra jnert enn nant an aula „Nuts,"
Enn jana dentjt: Dee aula kabi'n Vaoygil,
Wan Hitla an nijh nemt en sienin Schutz.

„Nä," sajht dee Obijauna, „daut's tao domm!
Wan dee sitj kuni fon'i Sied taoheyri,
El betscha — tscheßtno ßlowo — si lachti sitj krom,
Enn wurdi sitj fleijht uk een bät feseyri."

Geisterspuk | Von A. P. Klassen

Als die Auswanderung aus Rußland noch seliger Wunsch vieler, vieler Leute war, Männer aber doch schon an der Arbeit waren, sie zur Wirklichkeit zu machen, kam man abends oft zusammen, um zu hören, was es Neues über die Auswanderung zu erzählen gab, und sich in verschiedenen Vermutungen und Ausmalereien zu ergehen. So auch ich mit meinen Verwandten. Die meisten von uns wohnten damals in Schönwiese.

An einem Abend — es war schon etwas spät und stockfinster, wie schon mehrere Nächte nacheinander — kam ich in die Wohnung meines Onkels, als alle schon längst dort waren und die Besprechung der Auswanderung ziemlich weit vorgeschritten, eigentlich bereits zum Abschluß kam.

„Enn dan mot hee dee Lißt nao Benjamin Jaunz schetji" hörte ich bei meinem Eintritt noch sagen.

Dieser „hee" war ein junger Mann, der die Liste der Auswanderungslustigen führte und auch sonst bei der Arbeit mitwirkte. Er wohnte auf der Bierbrauerstraße. Senkrecht zu letzterer lief die Reimergasse und ein Geviert weiter die Villenstraße. In der Villenstraße lag die Schule, in der die Männer, die mit der Auswanderung zu tun hatten, sich zu ihren Beratungen versammelten. Wenn dieser junge Mann dort hin ging, so ging er von seinem Hause aus nicht auf die Bierbrauerstraße, sondern (um seinen Weg zu kürzen) von seinem Hinterhof schräg über den Friedhof zur Reimergasse und dann von hinten auf den Schulhof in der Villenstraße.

Also um diesen jungen Mann handelte es sich, als man bei meinem Eintritt sagte: „Enn dann mot hee

dee Lißt nao Benjamin Jaunz schetji." Ich setzte mich und fragte:

„Hab jie aul jiheyt, wook am jißtri jintj?" — „Nä, waut es loos? Habi si am areteyt?" fragten alle ängstlich. „Nä," sage ich, „daut wea noch fäl schratjilja. Jie weeti ji, woo schratjlijh diesta daut jißtri aowent wea — soo aus fondaoyg. Aus hee — it wea aul laot ziaowenßt — too dee Sitzung jintj, jintj hee wada dän Schtijh äwrim Tjaoytjhof. 't wea schtel, aus wann dee gaunzi Welt ütjischtorwi wea. Hee kun, soo too saji, nuscht seeni. Blos han enn wada sach it am soo aus wan dee Grauffsteena aus blaußi Jeißta rajhtsch enn lintjsch om am üt däm Dießtri nao am optoo tjeemi. 't wort am een bät grusliih, aoba hee naum sitj toop aus een Maun enn jintj sienen jiweenlijhen Schret wieda, blos tjitjt hee nijh soo fäl nao rajhtsch enn lintjsch. Metenst jeft am wäa eent äwrim Ridji. Hee wea meißt toop jisakt, soo onferhoft tjeem am daut. Hee sakt aoba nijh toop; hee bleef sogaoa schtaoni, tjitjt sitj om nao auli Siedi, sach aoba nuscht aus bloos dee Jeißta, dee am fon auli Siedi enn Kaunti aunglozti. Hee froych, wäa daoa wea, aoba aulis wea soo schtel, daut hee sitj selfßt fee sieni Schtem feseyd. Een bät schtaoytja jintj hee wieda. Aus dee Sitzung üt wea, jintj hee wada nao hüs. Aoba nijh rundom lenjßd dee Gaußi, nä jraoz wada schraoz äwrim Tjaoytjhof lenjsd däm Schtijh. 't wea nü aul sea loot, enn aus wan noch dißtra. Hee jintj sea fäysejhtijh, enn paußt sea op, daut'ta nijh äwa dee teyjilschtetja enn Klütasch enn äwa de Jräwa fol, enn docht egaolijh daoyräwa nao, waut daut eyscht wol jiwaßt kun seni. Auf enn too schield'a nao di Siedi. Bums! daoa haud'a wada eent äwrim Ridji, enn kratjt op dee selwji Schtäd, waoa uk eyscht. Nü diyd'it aoba nijh lang — enn tüs weyra!"

„Na, dit sen aul maun Meytjis," sagte mein Onkel und sah mich teils mitleidig, teils argwöhnisch, teils herablassend an.

Ich tat, als habe er nichts gesagt, und erzählte weiter.

„Dee Jischijht met dee Jeißta tjeem am doch sea sondabaoa fäa, enn fondaoyg ßimorjinßt jintj hee han op dän Tjoojtjhof nao dee Schtäd, woa am daut jißtriaowint pißeyd, enn don sach hee daoa eenin grootin Tonibäjil lidji. Nü wea am daut dietlijh. Hee wea ema äwa dee eyschti Sied äwajischtäyji enn haud ema op dee aundri Sied 'nopjiklunjt. Daoaderjh tjept dee hinjaschti Sied eni Hejht enn trof am op däm Ridji."

„Jao, soo, dan jao!" sagte mein Onkel wieder versöhnlich.

* * *

Dee Moral fon dee Jischijht es: wan die waut onmäyjhlijh fäatjemt, tjitj, auf daoa nijh een Tonibäyjil opi Eyd lijht!

„Im zerschossenen Dorfe."

....die Schüsse und Salven sind lang hier verklungen....
Weit, in der Ferne da dröhnen sie noch!
Alles ist anders! — Nichts, wie man den Krieg besungen....
Gar viele fand man und, — viele sind tot!
Bald begräbt man viele, die tapfer sich schlugen
Und für die Heimat das Opfer hier trugen....
Doch jener Junge, der an der Mauer dort liegt, —
— fünf mag er alt sein, — ist tot! Hat er auch gekriegt?

Peter Klassen. Im Ural 1915

Onkel Peters Geschichtenverein

Liebe Jungen und Mädels!

Es ist uns inzwischen das erste Briefchen aus Deutschland zugegangen. Die Einsenderin ist:

38. Gudrun Schröder, 10 Jahre alt, 5. Schuljahr, Adresse: Döllstädt, Langensalza, Thüringen, Germany.

Es freut uns, auch aus Deutschland mal etwas zu erhalten. Nur machst Du es etwas sehr kurz, Gudrun. Wir hoffen aber, daß Du uns das nächste Mal etwas mehr schreibst. Wie wir hier in den deutschen Zeitungen lesen, gibt es dort für die Kinder so viel Neues und Schönes, daß wir gerne mal etwas „aus erster Hand" darüber hören möchten.

Gudruns Brief enthält auch eine kleine farbige Zeichnung, ein Osterbildchen, auf dem Osterhasen sich mit den bunten Ostereiern abmühen.

Der Brief lautet:

Lieber Onkel Peter und Kinder!

In der Warte habe ich die vielen Briefchen gelesen. Damit Euch nicht die Zeit lang wird, gebe ich Euch einige Rätsel auf. Die Antworten bekommt Ihr erst das nächste Mal, damit Ihr länger raten müßt.

1. Wozu raucht man eine Zigarre?
2. Welches Licht brennt länger, Wachs- oder Talglicht?
3. Was hatte Moses sein Hund für Haare?

Es grüßt Euch

Gudrun Schröder

* * *

Heute bringe ich das 3. Kapitel der „Peterchen" - Geschichte, und da niemand von Euch etwas geschrieben hat, so wird das auch wohl alles sein für dieses Mal.

Der Arbeitstag eines achtjährigen Bauern

Von Onkel Peter

3.

Mit der Tränktrog - Geschichte habe ich etwas vorgegriffen. Noch waren wir nicht soweit. Das Juderholen dauerte einigemal recht lange, waren doch die Getreidefelder oft bis 3 — 4 Meilen vom Dorfe entfernt. Und ein Schweinehock „zurechtmachen" war uns — Vater und mir — man so ein „Beigehen."

Während ich das Werkzeug zusammensammle und in die Schmiede trage — Vater ist, wie es einem richtigen mennonitischen Bauern zukommt, Schmied auch Tischler, und so haben wir auf unserm Hofe ein besonderes Häuschen, in dem auf einem Ende die Schmiede- und auf dem andern die Tischlereiwerkstatt untergebracht ist — stehe ich zwischen Furcht und Hoffen: wird die übrige Zeit mir geschenkt werden? -- Ich sehe, wie Vater hinter die Sommerküche geht. Dort sitzt Mutter und schneidet Aepfel zum Trocknen. Vater liebt es, wenn gerade etwas aufgearbeitet ist, sich auf einige Minuten zu Mutter auf die Bank zu setzen. Oft schon ist es mir gelungen, diesen günstigen Augenblick auszunutzen und zu verschwinden. Es soll mir auch jetzt gelingen. Durch den Stall husche ich auf den Vorhof, und schnurstracks geht es in den Hintergarten.

Da hatte ich gestern ein neues Tarantelloch entdeckt, ein sorecht großes. Den Kerl muß ich mir herausholen. Ich ziehe also mein Fanggerät aus der Tasche, ein längerer Faden, an dessen Ende ein Stück Bienenwachs von der Größe einer Bohne befestigt ist.

Man kann die Tarantel auch mit

Wasser „aussäufen,“ aber viel mehr Spaß macht es, sie sich in das Wachs festbeißen zu lassen und sie dann mit einem hastigen Ruck aus ihrem Loch zu ziehen.

Schon habe ich die Spinne so weit, daß sie anfängt „anzubeißen,“ doch läßt sie noch immer wieder los, aber ich weiß, wenn ihr das Wachsstück erst ein Schock Mal auf den Kopf wird gefallen sein, wird sie schon wütend werden und zupacken . . . .

„Peterchen ! ! !“

„Ja!“ rufe ich prompt. Nicht gerade sehr begeistert und auch nicht sehr laut, aber doch laut genug, daß Vater es hört.

Wenn Vater ruft, habe ich sofort zu antworten, auch habe ich laut zu antworten, und zwar nicht mit einem „Was,“ sondern mit einem „Ja,“ und dabei muß augenblicklich losgeflitzt werden!

Das weiß ich alles.

Ich zucke an der Schnur, die Tarantel kommt dieses Mal wirklich bis an den Rand des Loches; doch da läßt sie das Wachs los und schaut mich erst verblüfft an, dann verschwindet sie wieder: Schade! Ich setze mich nun in Trab, unterwegs mein Jagdgerät in der Tasche verstauend.

„Peterchen, willst noch mal mit mir mit ins Spreufach?“

Das hört sich wie eine Frage, das versteht sich für mich aber als Befehl. Aber ich glaube doch herauszuhören, daß Vater sich nicht ganz im Rechten fühlt, mich in die Spreu zu schicken. Dort in der Spreu habe ich mal etwas in den Hals bekommen, das sich immer weiter fraß, so daß ich in furchtbare Angst geriet und Mutter mich in Behandlung nehmen mußte. Diese Behandlung bestand übrigens hauptsächlich in einem Stündchen Schlaf. Mutter hat dann aber doch so viel auf Vater eingeredet, daß ich eine Zeitlang von der Arbeit in der Spreu befreit wurde. Und wenn ich sie dann doch wieder tat, so holte Vater sich gewissermaßen erst meine Einwilligung.

Aber heute, der Ton in Vaters Stimme will mir garnicht recht gefallen.

„I Vater, können das nicht die Mariellen tun, wenn sie mit den Fudern kommen !“

„Nein, Peterchen, dazu bleibt keine Zeit, und die Spreu muß weggeräumt. Kriech nur hinauf, es wird nicht lange dauern. Ich werfe die Spreu hinauf und du trittst sie fest. Bin ich fertig, komme ich dir helfen.“

Wie gerne ich auch im Stroh wühle, die Spreu hasse ich seit jenem Vorfall. Murrend steige ich auf die Leiter und springe in die Spreu, in der ich fast verschwinde, dann fange ich an darin herumzuwatten. Der beißende Staub dringt mir in Nase, Ohren, Augen — den Mund halte ich fest geschlossen. Mir wird heiß da oben, es ist wenig Luft da, nur Staub. Ich schwitze. Der Schweiß hält den Staub fest. Es fängt an zu jucken; erst unterm Hemdkragen, dann auf der Brust, unterm Hosengurt, an den Beinen. Mit den Händen reibe ich mir die Augen, in denen sich langsam Tränen bilden, das macht die Sache schlimmer, die Augen fangen an zu brennen. Dann kitzelt es plötzlich auch in der Nase, ich niese, einmal noch einmal . . . Schließlich kann ich nicht mehr an mich halten, ich schluchze . . . . .

Das hat Vater gehört. Es muß ihn gedauert haben, aber Aerger klingt doch durch seine Stimme:

„Na, dann komm nur herunter, ich dachte, du wärest ein anderer Kerl, wegen dem bißchen Staub gleich zu heulen . . . .“

„Komm 'runter!“ fügt er schon barscher hinzu und steigt dann mit leisem Stöhnen selber die Leiter hinauf.

Hätte Vater doch wenigstens noch mehr gescholten. Er sagt aber weiter nichts, ich höre ihn nur schwer at-

men, es fällt ihm schwer. Er ist ziemlich dick, und schon alt und seine Beine wohl schon steif. Ich kann das nicht länger ansehen und anhören. Leise schleiche ich mich davon. Hinter der Scheune setze ich mich auf die Erde und lasse den Tränen freien Lauf. Ich bin tief unglücklich. Ich komme mir so verächtlich vor. Daß Vater all diese Arbeit tut, habe ich solange immer als etwas Selbstverständliches gehalten. Daß ihm das am Ende auch nicht so gut geht, darüber habe ich noch nie nachgedacht ....

„Ich dachte, du wärest ein anderer Kerl" — wie weh tat mir dieses Wort. Wie setzte mich das herab in meinen eigenen Augen. Wäre ich dann doch wenigstens nicht davon gegangen, dann hätte Vater vielleicht wieder anders von mir denken müssen.... Ich schäme mich und verachte mich.

In all dem Jammer höre ich plötzlich, daß die Scheunentüren angeschoben werden. Ich sehe um die Ecke: Dort geht Vater, ganz voll Staub und Spreu, nach der Sommerküche hin.

Nun wird mir leichter. Und da kommt mir auch schon wieder meine Tarantel in den Sinn. — Und dich kriege ich doch, das sollst du sehen.

Im „Dreischlag" geht es in den Garten und den Steg entlang, der den Gemüsegarten vom Obstgarten trennt. An beiden Seiten dieses Steges zieht sich eine Reihe Stachelbeersträucher. Da höre ich plötzlich das aufgeregte Gekreisch zweier kleiner Vögel, die wild hin und her fliegen. Ich bremse. Das ist doch das Vogelpaar, das da in den Stachelbeeren ihr Nest hat, in dem sie 6 kleine Junge haben. Sie sind meine Schützlinge, die ich wochenlang beobachtet und behütet habe. Da muß Gefahr sein, wenn die Alten sich so aufgeregt gebärden.

Richtig, dort zwischen den Bohnenreihen sitzt Nachbars gelbe Katze. Sie hält sich geduckt, wohl erwartend, daß ich weiter laufe. Ich nähere mich ihr vorsichtig, da springt sie auf, und dabei bemerke ich, daß sie etwas in den Zähnen hat, etwas Lebendiges.

Also doch. Wut packt mich. Ich raffe von der Erde auf, was sich da zum Wurfgeschoß gerade eignet, und setze der Katze nach. Obwohl geschickt im Steinewerfen, treffe ich den Räuber nicht. Er schlüpft durch die hohen Staketen des Grenzzaunes und ist weg. In ohnmächtiger Wut schleudere ich ein paar Steine in den zunächst stehenden Apfelbaum des nachbarlichen Gartens. Und richtig, 3 — 4 Aepfel fallen auf die Erde. Das beruhigt etwas. Als ich zurück zu meinem Vogelnest komme, mache ich die traurige Entdeckung, daß von den sechs Jungen nur noch vier geblieben sind. Die Vogeleltern können sich noch nicht beruhigen, sie fliegen hin und her und tun, als ob ich es wäre, der ihnen das angetan.

Ich setze mich in einiger Entfernung unter einen Birnenbaum und schmiede schreckliche Nachepläne.

Die Katze muß sterben, das steht fest. Aber wie läßt sich das machen! Ich weiß ganz genau, wie man einen Löwen schießt, oder einen Elephanten fängt, aber eine gewöhnliche Hauskatze zur Strecke zu bringen, da muß ich doch erst Bruder fragen. Das ist übrigens ein glänzender Gedanke: Mit Bruder zusammen machen wir das. Dann geht es, daran zweifle ich nicht einen Augenblick. Und schon überlege ich, wo ich die tote Katze begraben werde; denn das Geschäft fällt natürlich mir zu ....

Da plötzlich — ein lauter Pfiff! So pfeift nur Bruder, und meistens gilt das mir. Also sind die Fuder da, aber was kann Bruder nur von mir wollen?!

— Potz tausend, das ist es, da habe ich richtig vergessen die Bretter das

„Zuschlags“ am Viehhock wegzuziehen, durch das die Fuder durch müssen.

Ich flitze.

„Jung, sei nicht immer so schlafmützig!“

„Na ja....“ stottere ich, eine Entschuldigung fällt mir aber keine ein.

PETER KLASSEN

„Laß' sie doch lärmen!“

Zwei Freunde gingen einst am Abend,
Sich an der Luft und Kühle labend,
Gemütlich plaudernd auf der Straße,
Als plötzlich aus der Nebengasse
Ein Köter bellend sprang heraus....
Und los ging nun von Haus zu Haus
Ein Bellen, Heulen, Zähneklappen,
Fast gings den Freunden an die Lappen!
Sie wurden so umstellt, umkreist,
Daß Petern die Geduld schon reißt
Und, um die Meute loszuwerden,
Hob einen Stein er von der Erden
Und holt zum wucht'gen Wurfe aus....
Da schilt der Hans ihn warnend aus:
„„Du wirst dich ihnen doch nicht stellen?!
Laß' doch! — Sie werden nur noch lauter bellen.
Wir wollen ruhig unsrer Wege gehn',
Dann schweigen sie und bleiben stehn.“

Und wirklich: — In ganz kurzer Zeit
Stand still und schwieg die böse Meut.

So sind auch Menschen oft im Leben:
Die Neider müssen Lärm erheben!
Und will man sich vor ihnen wehren,
Sich über sie wohl gar beschweren,
Dann nimmt der Lärm noch stetig zu.
Doch läßt man ruhig sie gewähren,
Begeben sie sich bald zur Ruh.

Arkadak, 1925.

Warte = Anhang

Artikel, Berichte, verschiedene Zuschriften

Bücherbesprechung

„Rußland'deutsche Friesen“ von Heinrich H. Schröder, Döllstädt, Langensalza, Deutschland, 128 Seiten stark mit 23 Bildern und 7 Karten; zu beziehen von J. J. Friesen, Winnipeg, 634 Redwood Ave.

Das Buch ist seit längerer Zeit in der mennonitischen Presse angekündigt worden, und sein Verfasser wird auch unsern Lesern kein Fremder sein.

H. Schröder hat als junger Mann die russische Revolution mit erlebt, ist in die Wirren des Bürgerkrieges gezogen worden, hat sich in die Reihen derer gestellt, die den verzweifelten Versuch machten, durch Waffengewalt das Schlimmste von den deutschen Kolonien der Molotschna abzuwenden und ist dann, nachdem der rote Terror siegte, nach Deutschland gegangen. Hier hat er eine Heimat gefunden, oder soll man sagen — die Heimat gefunden. Damit zählt er zu den wenigen Mennoniten, für die es keine Heimatfrage, keine Wanderung mehr gibt.

In Deutschland hat Schröder die Bestätigung dafür gefunden, daß die Mennoniten Rußlands Deutsche sind, nicht nur ihrer Sprache und ihrer Kultur nach, sondern auch ihrem Blute nach. Er hat es sich zur Aufgabe gemacht, die Belege für seine These der völkischen Zugehörigkeit der Rußlandmennoniten zum deutschen Volk zu erbringen. Durch eingehendes Studium des erreichbaren einschlägigen Geschichtsmaterials, durch Erhebungen über die Familiennamen und unter Hinzuziehung der Ergebnisse der Blutuntersuchung ist er zu dem Schluß gekommen, daß 75 Prozent der Rußlandmennoniten zu dem Stamme der Friesen gehören, einem der ältesten und sich am reinsten erhaltenen deutschen Stamme, aus denen das deutsche Reich hervorgegangen ist. Auf Grund dieser Feststellung spricht Schröder von den Rußlandmennoniten, soweit es um sie nicht als religiöse Gemeinschaft geht, nur noch als von Rußlandfriesen.

Die Frage der völkischen Eingliederung der Mennoniten, besonders des Teiles, der nach Rußland ging und von dort aus über alle Welt verweht wurde, ist heute besonders aktuell geworden, und jeder, der sich für sie interessiert und nach Klarheit sucht, wird in dem Buche von Schröder vieles finden, das zur Orientierung in dieser Frage dienen kann. Es ist dabei ganz gleich, ob man sich nun als Deutscher schlechthin, als Friese. Holländer. Canadier oder Amerikaner „fühlt“, das Buch gibt allen etwas.

A. B. D.

P. S. Das Buch kann auch durch den Warte-Verlag bezogen werden. Preis $ 1.25.

„Deutsche erschließen den Chaco“, so betitelt Dr. W. Quiring, der durch seine vielen im „Boten“ erschienenen Artikel und besonders auch durch sein „Deutsche im Sonnenland“ unter den Mennoniten gut bekannt ist, sein Chaco-Buch.

Dr. Quiring ist der erste Chacoforscher, der seinem Werk die Erfahrungen und Ergebnisse einer sieben-

jährigen Pionierarbeit von intelligenten und praktischen Chacokolonisten sowie das Resultat eines eigenen durch viele Monate gehenden Studiums im Forschungsgebiet zu Grunde legen konnte. Außerdem ist von ihm wohl alles erlangbare Material anderer Chacoforscher herangezogen und verwertet worden. Und so dürfte Dr. Quirings Werk in der Chacoliteratur einen führenden Platz einnehmen.

Bodenbeschaffenheit und Klimaverhältnisse, Pflanzen-, Tier-, Vogel- und Insektenwelt waren das Objekt des Studiums, das sich ganz unter dem Gesichtswinkel der großen bangen Frage (handelte es sich doch um die eigenen Volks- und Glaubensgenossen des Forschers): Gibt der Chaco eine Gewähr, daß auf seinem Boden sich weiße Menschen eine Existenz schaffen können? vollzog. Der Verfasser gibt in seinem Buche keine einhellige Antwort auf diese Frage, sie muß der Leser sich selber herauslesen. Soviel aber tritt aus der Schrift klar zu Tage: wenn es weiße Menschen gibt, die den Chaco meistern könnten, so sind das seine gegenwärtigen Kolonisten — die Mennoniten in Fernheim und Menno.

Auch über das Leben dieser Kolonisten, ihre spärlichen Freuden, ihre vielen Leiden, ihre Zähigkeit, und ihr Anpassungsvermögen und vor allem über ihren unbeugsamen Willen, sich dennoch durchzusetzen, einen Willen, der aus der Erkenntnis, daß nur die Wahl zwischen Untergang und Sieg über den Chaco geblieben ist, geboren und gespeist wird, gibt das Buch reichlich Aufschluß.

Beide Chacokolonien bilden zwei separate administrative Einheiten. Nie zuvor in ihrer 400-jährigen Geschichte haben Mennoniten so weitgehende Freiheiten genossen, sich einer solchen fast absoluten Unabhängigkeit im kirchlichen und bürgerlichen Leben erfreut, wie es bei den Mennoniten im Chaco der Fall ist. Alles liegt in ihren Händen: Schule, Verwaltung, Ordnungsdienst, Gerichtswesen — ein Staat im Staate. Und es ist äußerst interessant zu erfahren, ob und wie sie unter Wahrung ihrer religiösen Prinzipien ihr kleines Staatswesen in Gang halten. Es ist dabei beachtenswert, wie auch im Chaco (Fernheim) die Auffassung über Demokratie sich wandelt und das Führerprinzip immer mehr zur Geltung kommt, wobei sich die „Staatsgewalt" mehr in den Händen weniger Vertreter konzentriert mit großen Vollmachten und ebensogroßer Verantwortung. Ueber all dieses berichtet Quirings Buch. Und es gibt kaum eine Frage inbezug auf den Chaco und seine Kolonisten, auf die wir darin nicht eine Antwort finden.

Das Buch behandelt die Chaco-Siedler nicht als ein von aller Welt losgerissenes und seinem Schicksal preisgegebenes Häuflein Sektierer, sondern als deutsche Volksgenossen, die von ihrer deutschen Heimat weg in die Wildnis verschlagen wurden und dort zum Stoßtrupp deutscher Kultur und deutschen Wesens wurden. Daher wird das Buch unter allen Deutschen sowohl des In- wie des Auslandes, wo immer man sich für das Schicksal deutscher Menschen in der Welt interessiert, Beachtung finden müssen. Für uns Mennoniten hat es aber einen besonderen Wert. handelt es sich doch nicht nur um unsere Volks- und Glaubensgenossen, sondern um unsere leiblichen Brüder und Schwestern, oder doch um Menschen, mit denen wir gestern noch unter demselben Dache lebten.

Das Buch ist im Verlag H. Schneider, Karlsruhe, erschienen. 208 Seiten stark, mit vielen Bildern und einer Karte von den Chacosiedlungen

und ist in Leinwand gebunden. Preis RM. 4.80. Der Warte-Verlag nimmt Bestellungen auf das Buch entgegen.
A. B. D.

„Dunkle Zeiten einst und jetzt"

Gestern las ich im April-Hefte der Mennonitischen Volkswarte die Erinnerung „Aus dunkler Zeit", welche bei mir eine Begebenheit aus derselben Zeit ins Gedächtnis zurückrief.

Es war im Sommer 1917 als wir uns bei Bekannten anläßlich einer Geburtstagsfeier versammelt hatten. Das Gespräch drehte sich um die Tagesbegebenheiten — alles klagte über den Geldmangel und über die hohen Preise! Einer der Anwesenden, nennen wir ihn Fritz, sprach die Ansicht aus, daß das Geld sich in den Händen der Arbeiter befinden müßte, da die Löhne derselben gestiegen seien und dieselben ein verhältnismäßig großes Einkommen hätten. Ein anderer, den wir Hans nennen wollen, und da in einer der Fabriken am Orte angestellt war, trat für die Arbeiter ein und wies darauf hin, daß die Abeiter durchweg aus der Hand in den Mund lebten und im Verhältnis zu den höheren Löhnen, höhere Preise für den täglichen Bedarf an Lebensmitteln u. s. w. zahlen müßten. In einem recht verächtlichem Tone sagte da Fritz: „Nun seht einmal den Hans an, den Fabrikner!"

Kaum zwei Jahre später mußte Fritz eines Nachts vor Banditen flüchten und fand im Hause von Hans Unterkunft und Schutz. —

Wozu ich dieses hier erzähle? Meiner Meinung nach liegt der Hauptwert, daß solche Erinnerungen erzählt werden, nicht in dem Festhalten der Erinnerung selbst, sondern in der Lehre, die wir aus solchen Erinnerungen ziehen sollen.

Hans hat damals nur seine Pflicht getan. Sollte Hans heute in der Lage sein, daß er die Hilfe von Fritz braucht, — wird Fritz daraus soviel gelernt haben, daß er persönliches Interesse und Ansehen zurückstellt und sich seines Nächsten annimmt?—

— z.

Aus Blumenau, Brasilien,

geht der „Warte" von Herrn Heinrich Martins, der dort in einer Schule als Lehrer für portugiesische Sprache angestellt ist, ein Brief zu, aus dem wir das Folgende abdrucken:

„. . . .Endlich kam der erste Jahrgang (der M. Volkswarte) an. Meine Familie und ich haben darin gelesen, einmal, noch einmal! Die Nummern werden immer wieder hervorgeholt.

Gleich die erste Nummer macht einen guten Eindruck. Man wandert zurück in die alte Heimat, hört vertraute Laute; alte, fast vergessene Freunde und sonstige Gestalten stellen sich vor dein Geistesauge und sagen: ich bin da! Beim Durchsehen und Lesen der weitern Nummern merkt man, wie der Herausgeber sich Mühe gibt, seinem Blatte den rechten Inhalt zu geben und den Erwartungen seiner Leser gerecht zu werden. Erwarten denn die Leser schon Bestimmtes von diesem neuen Blatte? Ich will es herausfühlen, wie der Herausgeber sich die Leser sucht, wie er warm um sie wirbt; wie er seine Leser vielfach erst heranbilden muß; denn es sind leider noch immer wenige, die Sinn für Geschichte haben! Und nicht nur Leser, auch die Mitarbeiter müssen geworben werden; denn etwas schreiben für eine Zeitung, das ist auch für die Federgewandten unter uns nicht immer etwas Selbstverständliches. Wozu auch alte Geschichten hervorholen, laß sie ruhen— denkt vielleicht mancher. Der Herausgeber gibt sich Mühe, auch solche Vorurteile zu bekämpfen; denn er braucht uns alle als Mitarbeiter.

Daß „Warte“ und mennonitisches Archiv zusammenarbeiten, ist ja selbstverständlich. Beide gewinnen dabei. Und wir alle, die wir aus der Vergangenheit schon manches gelernt haben und immer wieder lernen müssen und es auch wollen, haben die moralische Pflicht, hier mitzuarbeiten; in welcher Art, darüber gibt uns das Märzheft von 35 genau Auskunft. Möchte in diesem Jahre die Mitarbeit noch reger sein, als im vergangenen!

Heute können verschiedene von uns noch aus dem Gedächtnis manche Begebenheit und manches Erlebnis aus der Rußlandvergangenheit aufzeichnen, und wir müssen es tun, so lange die einzelnen Geschehnisse noch klar in der Erinnerung gesehen werden!

Über die ersten Ansiedlungsjahre hier in Brasilien weiß mein Archiv und die mehr als 200 Lichtbilder so viel zu erzählen. Soweit mir die Zeit erlaubt, will ich der „Warte“ und damit auch dem allg. mennonit. Archiv gelegentlich etwas zuschicken.

Wenn die „Warte“ dem Plattdeutschen zu seinem Recht verhilft, so kann ich das nur begrüßen. Sind die Aufzeichnungen unter „Belauschte Gespräche“ und „Dee goodi ooli Tiet“ nicht lehrreich? Die Gestalten sind originell und urwüchsig. Möchten wir uns nicht nur amüsieren an ihnen, sondern auch verstehen, was sie uns heute noch zu sagen haben!

Die Photos reden für sich; es sind stumme, und doch beredte Zeugen einer reichen Vergangenheit.

Onkel Peter wünsche ich viel Glück zu seinem Geschichtenverein!

Und nun „Glück auf“! Wachstum und Gedeihen, viel Leser und recht viel Mitarbeiter wünsche ich der „Warte“ in diesem Jahre!

Meine Bestellung für 1936 möchte ich hiermit wiederholen, d. h. bestätigen. Und wenn Sie mir gestatten, von Ihrer freundlichen Ausnahme, die Sie für Süd-Amerika noch gelten lassen, Gebrauch zu machen, dann schicke ich Ihnen als Zahlung einige Aufnahmen.

Soweit mir die Zeit es erlauben wird, schicke ich gerne kürzere Aufsätze aus Brasilien, und auch aus russischer Vergangenheit. Verschiedene Erlebnisse sind mir noch frisch im Gedächtnis!

Verschiedenes

— Fehlerberichtigung: In der Mainummer der Warte, Seite 153, hieß es in der Ueberschrift „Die Errettung der Blumenfelder durch den Molotschnaer Selbstschutzverein anno 1919", es sollte „Selbstschutz" heißen. Dem Setzer müssen da beim Setzen Tier-, Natur- oder andere Schutzvereine vorgeschwebt haben, welche Bezeichnungen uns in Rußland in den letzten Vorkriegsjahren recht geläufig waren. Bei der Korrektur wurde die Entstellung dann übersehen. Wir bitten, das „verein" durchzustreichen.

— Uns ging von Herrn C. F. Klassen vom 12. Juni eine Karte zu mit der Mitteilung: „Fuhren heute Morgen von Montreal ab. Bis morgen 3 Uhr früh befinden wir uns noch in geschütztem Wasser. Die Strecke von Montreal bis Quebec ist prachtvoll."

Herr Klassen ist auf dem Wege zur Weltkonferenz der Mennoniten.